



Carl Beyer

**Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen**

## **H. 7 : Der Landpastor im evangelischen Mecklenburg : des Bauern Leben und Sitte**

Berlin: Süsserott, 1903

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769044107>

Band (Druck) Freier  Zugang  OCR-Volltext



L B:

W. 43. VI. VII. VIII,

u. Erg.-H.



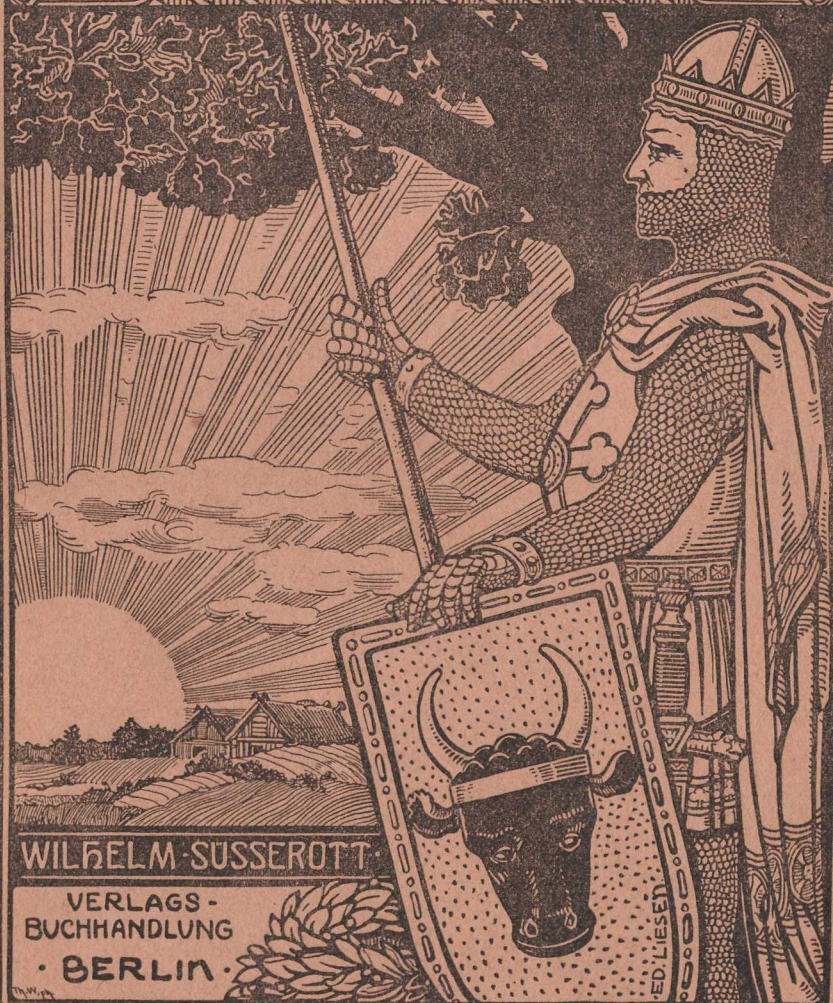
**UB Rostock**

28\$ 003 102 106





# MECKLENBURGISCHE GESCHICHTE IN · EINZELDARSTELLUNGEN.



WILHELM · SUSSEROTT

VERLAGS-  
BUCHHANDLUNG  
· BERLIN ·

ED. LIESEN

BEYER, KULTURGESCHICHTE II.

empfiehlt:

## Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen:

- Heft I. Dr. R. Bely, unter Mitwirkung von Dr. R. Wagner:  
Die Vorgeschichte von Mecklenburg. Mit  
284 Abbildungen. Mk. 6,—, Subskriptions-  
preis Mk. 5,—
- Heft II. Dr. R. Wagner: Die Wendenzeit. Mk. 3,25, Sub-  
skriptionspreis Mk. 2,60.
- Heft III. Professor Dr. Rudloff: Die Germanisierung Mecklen-  
burgs. Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3.
- Heft IV. Oberlehrer Rische: Die Hanfazeit. Mecklenburgs  
Kampf um den Vorrang an der Ostsee.  
Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3,—
- Heft V. Dr. G. Schnell: Die Reformationszeit. Mecklenburg  
im Zeitalter der Reformation. Mk. 6,—,  
Subskriptionspreis Mk. 5,—.
- Heft VI. Pastor C. Beyer. Kulturgeschichte I. Mk. 3,50, Subskrip-  
tionspreis Mk. 3,—. (Ergänzungsheft).
- Heft VII. „ „ Kulturgeschichte II. Mk. 3,50, Subskrip-  
tionspreis Mk. 3,—. (Ergänzungsheft).

In Vorbereitung sind:

- Heft VIII. Dr. G. Schnell: Mecklenburg im Jahrhundert des  
Großen Krieges.
- Heft IX. Dr. R. Wagner: Mecklenburgs Verfassungstreit im  
18. Jahrhundert.
- Heft X. Geh. Regierungsrat Dr. Karl Schröder: Die neuere  
Geschichte Mecklenburgs.
- Heft XI. — Mecklenburgische Litteraturgeschichte. (Er-  
gänzungsheft).

Heft I—V in 2 Bände gbd. Mk. 20.—.

Einbanddecken zu Band I und II (Heft 1—5) je Mk. 1,50.

# Kulturgeschichtliche Bilder

aus

## Mecklenburg.

Von

Pastor emer. G. Beyer.

~~~~~

Der Landpastor im evangelischen Mecklenburg.

Des Bauern Leben und Sitte.

—+•••••+—

Wilhelm Süsserott.

Verlagsbuchhandlung

Berlin.

1903.





## Der Landpastor.

Der großen Bewegung, von der während der Reformation die Gemüther erfaßt wurden, folgte eine Zeit der Nüchternheit. Der neue Weg war gewiesen, es galt nun, das Volk auf ihn hinüberzuführen und dort festzuhalten. Die Verflachung des Kirchenwesens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hatte die Verflachung des Volksgemüthes und Verrohung der Denkungsart bewirkt, die nach der raschen Herzenserhebung wiederum zum Vorschein kam und sich zu befestigen strebte. Hier tat sich also der Kampfplatz für den Landpastor auf, und es gelang ihm nicht, in der Zeit vor dem großen Kriege den Sieg zu gewinnen. Die Universitäten, die ihn vorbereiteten, schärften seinen Geist, aber vernachlässigten sein Gemüth, sie führten ihn in Streitigkeiten ein, welche, nachdem die Reformation in ihrer großen Denkweise alle Hauptgesichtspunkte aufgestellt und klar gelegt hatte, sich nur noch auf Nebendinge beziehen konnten und also auch nur in kleiner Weise geführt wurden. Durch die geringste Abweichung von der Lehre fühlte der Pastor sich gereizt, er focht gegen Anabaptisten und Mennoniten, gegen Sacramentierer und Calvinisten, gegen Synergisten und Antinomisten und Adiaphoristen; aber in der Empfindung, daß er sich zunächst mit seinen Worten nur an den Verstand wandte, bemühte er sich oft, die nöthige Gemüthsbewegung durch heftige Scheltworte hervorzurufen; seine wissenschaftlichen Gegner waren verfluchte, vermaledeite, verdammte Teufelskinder; die nicht scharf, entschlossen und schroff in der Lehre sich stellten, nannte er Judas, Mamelucken, Wetterhähne, Ficksacker, Flattergeister, Kleisterer und Schmierer, an Worten fehlte es nicht, aber an dem rechten Geiste. Der Verfall des Volkes, der schon vor dem großen Kriege sich unaufhaltsam vollzog, reizte den Landpastor zu einem zornigen Gegenstemmen. Was er erreichte, war die Unterstützung durch geschärfte Polizei-Maßregeln oder die Erweckung seiner Gemeinde zu häuslichem und nachbarlichem Streiten um die in gelegentlichen Äußerungen sich zeigende verdächtige Abweichung von spitzfindiger Lehre, so daß also nicht nur die Studenten, sondern auch die Bürger und Handwerker um Feinheiten der Abendmahlslehre in Zwiespalt gerieten. Aber es herrschte der Buchstabe; der tötet und kann nicht lebendig machen.

Man darf den lutherischen Pastor für diese Verödung der Gemüther nicht allein verantwortlich machen. Er konnte nur geben, was er besaß, und das hatte er erhalten aus seiner Zeit. Es ist ein müßiges Ding zu fragen, wie es im Volke möchte ausgesehen haben, wenn er in richtiger

Weise gewirkt und weniger die Erkenntnis, als die erfahrungsmäßige Aneignung der göttlichen Lehre betont hätte. Eine Erneuerung durch die von ihm oft versuchte Einwirkung auf die Politik wäre ihm auch dann nicht gelungen, und der große Zusammenbruch wäre doch gekommen. Man tut ihm außerdem Unrecht, wenn man nur beachtet, wo er gefehlt hat, es finden sich daneben viele Lichtpunkte, die seine Wirksamkeit von günstigerer Seite zeigen, ja, es fehlt nicht an bedeutenden Zügen. Die Kirche war fest im Volke begründet und mit dem Leben innig verwachsen. Sie machte ihren Einfluß in allen Verhältnissen geltend und übte gegenüber der Roheit mit fester Hand eine kräftige Zucht. Vor allem war der Pastor ein echtes Kind seines Volkes und opferwilliges Glied desselben. Er schaute nicht über die Berge hinaus nach Süden und horchte, was für Gebote aus dem entlegenen Lande, in dem man kein Verständniß für deutsches Wesen hatte, als päpstliche Botschaften heranslogen, er arbeitete nicht beharrlich daran, die Knechtung des Volkes und Landesherrn unter einen fremden Willen herbeizuführen oder zu verstärken, sondern kannte und liebte sein Vaterland und ehrte in bereitwilliger Hingabe die Obrigkeit. Seine kirchlichen Vorgesetzten blähten sich nicht auf Reichstagen in den Ansprüchen auf die ersten Plätze, sondern waren ihm aufs engste verbunden, aus der Mitte der Pastoren selbst hervorgegangen mit gleichem Bildungswege. Die lutherische Kirche war echte Landeskirche, und der Landpastor war nicht nur der Kirche, sondern auch seines Vaterlandes treuer Diener. Ferner stand er nicht abseits in scharf gesonderter Stellung, sondern mitten in seiner Gemeinde, die nicht mehr das Eindringen des Unbeweibten in die Häuser mißtrauisch anzusehen brauchte, sondern die im sittlich unanstoßigen Leben des Pfarrhauses ein gutes Vorbild besaß, der Pastor war vollstümlich im besten Sinne des Wortes. Endlich war er durch sein Kämpfen in seinem Charakter gestählt und voll Mutes für die Wahrheit, indem er an sich selbst die höchsten Ansprüche stellte und sein Gewissen täglich schärfte, er war, wenn es sein mußte, aufopferungsfähig bis zur Selbsthingabe. Der furchtbare Stoß des großen Krieges traf so echte Männer, die fest standen im Fall der Trümmer, wengleich sie diesen Fall nicht abwehren konnten.

Freilich erheben sich wenige Stimmen uns zu melden, was der Landpastor bei dem hereinbrechenden Elende für seine Gemeinde gewesen ist. Der Bauer konnte nicht schreiben, und hätte er es gekonnt, so hätte er die Zeit dazu nicht gefunden, und hätte er Zeit gehabt, so wäre sein Blatt doch in seinem Hause verbrannt oder im Walde, im Moore, wohin er sich rettete, verkauft. Der Bauer hörte mit ängstlichem Gemüthe die Kunde von nahendem Verderben zuerst von der Kanzel, wo ihm sein Pastor redete von Gottes Gerichten und von der Pflicht, bei Zeiten sein Seelenheil zu bedenken. Einzelne Flüchtlinge brachten ihm dann Kunde von dem, was ihm bevorstand, er sah, wie sein Gutsherr seine Wertsachen aufladen ließ und sich und die Seinen in einer entlegenen, befestigten Stadt in Sicherheit brachte, aber er konnte nicht folgen und freute sich, daß sein Pastor den Mut nicht verlor, nach wie vor seinen Gottesdienst hielt. Hin und wieder mochte sich später der Verzagtere aufmachen und die Seinen in den

Büsch bringen, der Pastor, der doch auch Weib und Kinder hatte, die er herzlich liebte, blieb auf dem Plage, wohin er von Gott gestellt war, er besuchte die Schlupfwinkel und tröstete, wanderte in die Nachbardörfer von Haus zu Haus und ermahnte und gab gute Ratschläge. So lange noch Bauern im Orte wohnten, blieb er, und es dauerte geraume Zeit, bevor der zähe Bauer fliehen lernte. Bevor man die ganze Wildheit des Krieges in entsetzlichen Erlebnissen noch nicht kennen gelernt hatte, hielt des Pastors Aussharren das Dorf meistens beisammen. Der wilde Soldat warf sich zuerst auf die Kirche, deren heilige Geräte und Opferstock ihm allzeit die bequemste Beute waren. Sodann griff er den Pastor auf, nahm ihn unter greuliche Marter, damit er bekenne, wo noch mehr verborgen, dann wurde der Bauer ausgepreßt. Alles, was das Bauernhaus traf, traf auch das Pfarrhaus, nur in verstärktem Maße. Wälzten sich die Kriegsscharen weiter, so ließen sie Hunger und Pest zurück; der Landpastor teilte seinen letzten Bissen mit den Darbenden, stand ohne Scheu am Lager des Kranken, schleppte vielleicht die Ansteckung in sein Haus, sah die Seinen sterben und fiel dann selbst als Opfer seines Berufes. Vielleicht starb er nicht in seinem Dorfe, aber jedenfalls in seiner Gemeinde und nur dann von ihr getrennt, wenn es keine Mitglieder der Gemeinde mehr gab; denn wenn der Rest, der alle früheren Übel überstanden hatte und durch Erfahrungen gewitzigt war, bei der Nachricht von neuem Feindesandrang in den Wald flüchtete, so zog der Pastor mit und predigte unter den grünen Bäumen sonntäglich und alltäglich, pflegte die Kranken, gab gute Ratschläge zur Sicherung des Versteckes, indem er selbst Hand an die Arbeit legte; floh der Rest in eine benachbarte Stadt, so waltete er unter ihm seines Amtes, hielt die Einzelnen zusammen, rief sie zum Abendmahl, versuchte zu helfen, bis er zusammenbrach. Mißhandlungen, Überanstregungen, Entbehrung, Hunger, Pest räumten unter den Pastoren des flachen Landes und der Landstädte furchtbar auf.

Ich kann erzählen, daß die Pastoren so lange arbeiteten und für die Gemeinde sorgten, bis sie im Altare während des Gottesdienstes tot umfielen; daß andere bei Verwaisung von Nachbargemeinden oft zwei, drei entfernt liegende Kirchen versorgten und meilenweit durch ein Land zogen, in welchem schließlich Marodeure, Strolche, Wölfe und selbst herrenlose Hunde jeden Schritt aus dem schützenden Verbande heraus gefährlich machten; daß infolge der großen Arbeitslast selbst jüngere Geistliche, Nachfolger der schnell erlegenen älteren, schon nach drei, vier Jahren aufgerieben waren; ich weiß die Fälle, wo die Pastoren barfuß, Kleider wie Lumpen am Leibe, mit den Thren, nachdem die Gemeinde zer Sprengt und verdorben war, durch das Land zogen — armselige Bettler; ich habe gelesen, wie andern von den Soldaten die Mistjauche in den Leib gegossen und wieder herausgequetscht wurde, Stricke um die Stirn gelegt und durch einen Knebel immer fester zusammengedreht wurden, bis sie wie wahnsinnig waren; daß andere mutig in Pesthöhlen gingen, um die Toten herauszuholen, auf Wagen zu laden und ehrlich zu begraben. Unter den vielen Nachrichten habe ich nur eine einzige gefunden, die erzählte, daß ein

Pastor, dessen Gehöft völlig zu Grunde gerichtet war, aus dem Dorfe, in dem noch Überlebende waren, fort und auf eine ihm gehörende Insel in der Nähe zog und, als auch dorthin Kriegsleute drangen, weiter fort in eine benachbarte Stadt. Auch dieser war sich seiner Pflicht wenigstens soweit bewußt, daß er alle Sonntage zu seiner verlassenen Gemeinde zurückkam und predigte und Abendmahl hielt.

In dieser Amtstreue der Landpastoren offenbart sich ein Heldentum, das um so größer erscheint, je weniger Aufhebens davon gemacht wurde. Die Nachrichten über die Erlebnisse fließen sehr spärlich, der sonst so schreibfertige Mann, der mit der Predigt über Gottes Gerichte nicht saumselig war, hielt seine Feder von der Aufzeichnung der eignen Schicksale zurück; ja es scheint so, als ob dort, wo der Pastor sich in langen und breiten Ergüssen über seine Erlebnisse ergeht (z. B. Eddelin in Doberan), meistens eine mehr feigherzige Natur zum Vorschein kommt, gleichsam als ob er sich bemüht, durch das Darlegen der Leiden Gewissensregungen zum Schweigen zu bringen. Zuweilen nur fließt sonst dem überlebenden Pastor bei Abfassung seines Kirchenbuches oder der Kirchenrechnung ein Stoßseufzer wie ein Gebet in die Feder, oder es drängt ihn sein Pflichtbewußtsein, vor seinem Scheiden noch über die Vermögens-Verhältnisse seiner Kirche, deren Berechner er war, für seinen Nachfolger allerlei Bemerkungen aufzusetzen, und zu seiner Rechtfertigung darüber, daß er kein Geld abliefern kann, schreibt er Genaueres über die Kriegsnot. In den meisten Fällen schweigen die schwer geprüften Männer über ihre Arbeit an der Gemeinde, als handle es sich um etwas Selbstverständliches, und nur die Nachfolger, die ruhigere Zeiten erleben, stehen wohl mit Tränen in den Augen später im Walde und lassen sich die Gräben zeigen, die man zog, um Bänke für den sonntäglichen Gottesdienst zu schaffen, und schreiben dann bewegten Herzens anerkennende Worte über ihre Vorgänger in das Kirchenbuch, als drängte es sie, ihnen ein Denkmal zu setzen und sich selbst in allerlei Trübsalen ein Vorbild aufzurichten. Ich gebe im Anhang I einige dieser kurzen Berichte wieder, es dem Leser überlassend, daraus das obige Bild zu ergänzen.

Wann kamen aber Nachfolger in die verwaisten Gemeinden? In den heillosen Zeiten konnte ein Jahr vergehen, bevor zu dem Amte, welchem zunächst die Fürsorge für die Dörfer des Domaniums oblag, die Kunde gelangte, daß dieses oder jenes Kirchspiel seinen Pastor verloren hatte; denn oft verstarb ja der Pastor mit den Resten seiner Gemeinde in der entlegenen Stadt während der Pest und wurde dort begraben, ohne daß man seinen Namen behielt.

Wenn der Landreiter dann auf einem Ritte voller Gefahren in das völlig verwüstete Dorf kam, war kein Mensch, der ihm Kunde sagen konnte, wo der Pastor mit seiner Gemeinde geblieben. Er meldete die Lage an die Beamten und diese an die Regierung, und die Räte zuckten die Achseln und ließen den Bericht zu den Akten gehen.

Zersprengte kehrten vielleicht später zurück, Fremde siedelten sich an, Bauern gab es also noch, die Pastoren aber waren selten geworden, das eigne Land konnte durch seine Kandidaten nicht annähernd den Bedarf

decken, und bevor man aus Nachbarländern Ersatz heranziehen konnte, vergingen Jahre. Nach Mecklenburg, das durch den großen Krieg wohl am meisten von allen deutschen Ländern heimgesucht war, kamen allmählich Kandidaten aus Thüringen, Westfalen, Hannover und Holstein, aber für einzelne Gemeinden erst fünf bis zehn Jahre nach dem Kriege. Bis dahin lebten die Bauern ohne Seelsorger, der Krieg hatte sie roh gemacht, verwildern lassen, Gesetze gab es Jahre lang für sie nicht, nur ihr eigener Wille regierte, ihre Hand war von Menschenblut besleckt, das sie in Rachsucht oder in Raublust oder in Hunger vergossen hatten, ihr Gewissen war abgestumpft gegen edlere Regungen. v. Buchwald hat in seinen „Bildern aus der volkswirtschaftlichen und politischen Vergangenheit Mecklenburgs (Neustrelitz 1893) darüber folgendes mitgeteilt S. 44: „Protokoll aufgenommen vom Rentmeister David Schutte und beglaubigt vom Notar Andreas Gardeloff 1643 April 20. Hinrich Randte bawmann aus dem Amte Stargardt zur Kulow wohnendt gewisse außsage, wie es bey diesen elenden betrübten Kriegszeiten des ortes zugegangen sey, ist wie folget: Eins pauern Sohn von holtörff nahmens Pietler hette eines andern bawmanns Knecht für großen Hunger todtgeschlagen vnd in einen Keller geleyet, vnd denselben nachgerade uffgeessen, solches hette vick Genzkowen sein Knecht nahmens Chim Wilcke ihm gesaget, daß er den Menschen halb in den Keller gefunden vnd gedachter Pietler hette dabey gestanden, von demselben etwas abgeschnitten, gebraten und vffgeessen; der Pietler wehre darnach endlich mit den Reutern in Krieg vortgezogen, vnd könte dieses des Genzkow Knecht, der noch lebet, wenn er darüber gefragt, noch woll bezeugen.

In Bredenfelde hatte ein Junge in dieser betrübten Kriegszeit zweene Schaeff Scheren gefunden vnd eine frau aus selbigem Dorffe ertappet, sie vberweltiget und todtgeschlagen, dann hette er die Scheren genommen, sie damit vffgeschnitten, alles aus dem Leibe herausgenommen, vnd die Leber dauon alsobald außs Fehr geleyet, gebraten vnd vffgeessen, wie er dasselbige gethan, wehre er dauon vnd in die Mark nach Prenzlou vnd die orter gelauffen, solches hette ihm Hinrich Randten ein Knecht aus Bredenfelde, so lebte vnd annoch daselbst vorhanden wehre, gesaget, der es gesehen vnd wie der Junge weggewesen, die frau oder deren Corper vnd was der Junge hette liegen lassen, zusammen geraffet vnd in die Erde verscharret.“

Tiefer, so darf man wohl sagen, kann ein Volk in wüsten Jammer und Glend nicht fallen. Waren genügend Weiber da, lebten sie in wilder Ehe; wenn sie die Kinder nicht meilenweit über Land trugen, blieben diese ungetauft.

In die Wüstenei, unter die verwilderten Menschen hinaus mußte nun der junge Pastor ziehen. War er vom Superintendenten auf Befehl des Fürsten examiniert und ordiniert, dann ließ er sich meistens noch in den nächsten Tagen seine Braut antrauen, um für die häuslichen Dinge eine treue Gehülfin zu haben, ein unbeweibter lutherischer Pastor war ja undenkbar. Und dann ging er, wie ein Glaubensbote in ein Heidenland geht. Er sollte sich ja seine Gemeinde erst gründen, die Zerstreuten

sammeln, die Gottentfremdeten bekehren. Wie mag den jungen Pastoren wohl zu Mute gewesen sein, wenn sie in ein Dorf kamen, wo das ganze Pfarrgehöft noch lag, wie es im Kriege niedergebrannt war? Wenn sie ausgingen, Menschen zu suchen, und fanden unter den Trümmerhaufen vielleicht ein verkümmertes Menschenkind, ein einziges nur, und die Frage entstand, wo hinfort leben und wie leben. Der Acker (es gab Stellen, wo er in 40 Jahren nicht bestellt war) war vielleicht schon teilweise mit jungem Aufschlag von Tannen überwuchert. Die Weide trug nichts als Dornen und Disteln; die Wiesen waren übermoost oder mit struppigem Buschwerk bedeckt, die zur Pfarre gehörende Hölzung war von den Bauern völlig verwüftet. Vielleicht daß das Amt dafür gesorgt hatte, daß aus benachbarten Dörfern einige Bauern zum Hausbau Hülfe leisteten. Aber um das erste Obdach zu schaffen, mußte der junge Pastor oft selbst mit Hand anlegen, er arbeitete dann wie ein Zimmermann mit der Art oder wie ein Maurer mit der Kelle. Hatte er etwas Bargeld zur Hand, so mietete er sich vielleicht Arbeiter und führte eine Rechnung in der Hoffnung, später einmal, wenn die fürstlichen Kassen besser gefüllt wären, Ersatz seiner Auslagen zu erhalten. Natürlich war es seine Sache, sich das nötige Vieh selbst anzuschaffen. Ein umsichtiger Pastor pachtete aus der Nachbarschaft verschiedene Stellen und mit diesen leibeigene Bauern, die er verwandte, seinen Pfarracker in Ordnung zu bringen, ein anderer übernahm, um nur nicht zu verhungern, zu seinem Amte eine Verwalterstelle auf einem Gute. Vielleicht daß ein Gutsherr, dem natürlich sehr daran lag, daß seine zuchtlosen Leute wieder einen Hirten fanden, ihm alljährlich einige Scheffel Roggen lieferte, vielleicht, daß einige Bauern sich herbeiließen, ihm einige Faß Backbirnen zu bringen, aber öfter kam es vor, daß, wenn er von den ihm zustehenden Scheffeln Meßforns, deren Zahl weit über hundert sich belief, nur etwas forderte, er sich ernstlicher Lebensgefahr aussetzte. Hatte er den Acker aufgebrochen und bestellt, wobei er natürlich selbst hinter dem Pfluge herging, so gab der ihm oft nicht einmal das Saatkorn wieder. Sein Geld war beim Hausbau zugesezt. Beim Anwachsen seiner Familie mußte er mit den Seinen oft bittere Not leiden. Er wanderte dann wohl in entferntere Gegenden, wo, wie er gehört, begüterte Besitzer wohnten, und erschien vor ihnen als Bittender, vielleicht schenkten ihm dieje etwas Korn oder Geld. Zuweilen mußte er aber trotz allen Widerstrebens aus der wüsten Gegend mit den Seinen davon gehen und versuchen, ob er nicht anderswo bessere Lebensbedingungen fände. Meistens lebte aber in ihm ein zäher Mut, reges Gottvertrauen und das Bewußtsein, daß, wenn er nicht ein Mietling sein wollte, er die Gemeinde, die ihm nun anvertraut war, nicht wieder verlassen durfte, bis Gott ihn abrief.

Sobald er nur für sich und die Seinen einen notdürftigen Zufluchtsort geschaffen hatte, legte er Hand an Säuberung der Kirche. Für gewöhnlich hatte die tüchtige, gediegene Bauart der früheren Geschlechter es bewirkt, daß die Mauern und Gewölbe sich gehalten hatten, wenngleich das Dach abgebrannt und das Innere verwüftet, oft zum Stall entwürdigt war. Ein ganz besonders günstiger Fall war es, wenn die Glocken sich noch unverfehrt

vorfanden, die anderswo durch Soldaten geraubt und durch die ihnen folgenden Juden angekauft und weggeführt waren. Wenn dann an einem Sonntagmorgen durch die verwüstete Gegend der Glockenklang wieder ziehen konnte — der Pastor war vielleicht zugleich Küster und hatte mit Hilfe der Bauern die kleinere Glocke an einer starken Linde aufgehängt — dann horchte in dem entlegenen Schlupfwinkel manch altes, verkümmertes Bäuerlein auf, das seit vielen Jahren gegen alle Wechsel, alle Ereignisse abgestumpft war, und es begannen die Gedanken unwillkürlich an den Glockenklängen sich fortzuspinnen, zurück zu der Zeit, wo einst in der friedlichen Stille des Sonntagmorgens von Kirchturm zu Kirchturm sich die Klänge gegrüßt hatten und gleichsam ein Netz über das ganze Land hin gewoben. Damals war er mit seinem Weibe, das später die Soldaten erschlugen, an den Altar getreten, ein glücklicher junger Mann, seinen Eltern hatten die Glocken auf ihrem letzten Wege geläutet. Es wachte in ihm wieder auf wie Heimweh nach den einstigen glücklichen Zeiten oder auch wie Heimweh nach der Ewigkeit. Es lag ein Zauber in den Glocken, sie hatten Gewalt über das Böse, wo sie schallten, mußte der Satan weichen. So konnte am Ende noch alles wieder werden, wie es einst gewesen. Und er machte sich auf und wollte wieder wohnen unter Menschen, mit den andern zu einer Gemeinde zusammengeschlossen. So weckte die Kunde, daß ein Pastor da sei und Gottesdienst wieder gehalten würde, in Vielen das Verlangen nach Heimkehr, und um die Pfarre herum siedelten sich immer mehr der Zerstreuten an. Sie gewannen ihren Halt an dem Seelsorger in ihrer Mitte, der in seiner festen sichern Weise ihnen sagte, daß er Freude und Leid mit ihnen teilen wollte, und ihnen zeigte, daß er ebenso fleißig wie sie, ja oft noch weit fleißiger zu arbeiten bereit war, in der Woche auf dem Felde, daß sein Schweiß perlte, am Sonntag in der Kirche und Gemeinde, so daß er in einem Jahre nicht einen wirklichen Ruhetag hatte. Er war ihnen durch seine Bildung weit überlegen, konnte fließend lesen und schreiben und Eingaben für sie machen, kannte fremde Sprachen und bewies das durch seine gelegentlichen Zitate, hatte die Welt gesehen, kannte anderer Länder Sitten, hatte vielleicht gar bei seiner Berufung mit dem Landesherrn gesprochen, jedenfalls mit dem mächtigen Superintendenten und dem strengen Amtshauptmann — und dabei war er nicht hochmütig, sondern lebte wie Thresgleichen und weckte ihr Vertrauen, zu ihm zu reden, als wäre er einer aus ihrer Mitte. Bei jeder neuen Kriegsunruhe war er am Platze, harrte mit ihnen aus, verhandelte mit den Obersten und Hauptleuten um die Lösung, durch welche der Ort vor Brandschätzung verschont blieb, oder führte die Bauern rechtzeitig und umsichtig in ihre Schlupfwinkel. Es gewann das Ganze von dem treuen Pastor das Vertrauen zum Leben zurück, und an dem Ganzen stärkte wieder der Einzelne seine Kraft. (Im Anhang II sind einige Nachrichten der Pastoren über ihren Amtsantritt, wie sie sich in den Pfarrarchiven finden, gegeben).

So hob sich durch die Arbeit des Landpastors überall langsam Dorf um Dorf aus seinem Verfall, auf dieser Grundlage erwuchs das Gedeihen des ganzen Landes.



Aber im Verhältnis zu seiner großen und wichtigen Arbeit ist der Pastor noch immer schlecht daran. Gilt es, etwas für ihn zu tun, so zeigt sich die Gemeinde sehr widerspenstig. Sein rasch aufgebautes Haus ist sehr schlecht und undicht, es muß sich der Pastor einige Jahre später schon beklagen, das alles baufällig ist. Große Platen sind aus den Wänden gefallen und die Löcher mit Mist notdürftig zugestopft, man ist nicht vor Dieben, Wölfen und Hunden sicher, und es treibt in die Studierstube des Pastors die Jauche aus den anliegenden Ställen. Es ist Gefahr, daß, wenn ein starker Wind kommt, dieser alles über den Haufen wirft. In der Scheune verdirbt das Futter. Die Familie wird bei den durchlöchernten Wänden ungesund. („Wenn mich nicht Gottes besondere Tröstungen wach hielten, möchte ich bei solchem unbeschreiblichen Jammer fast vergehen“). Oft half kein Anrufen des Amtes, wenn es sich um eine ritterschaftliche Pfarre handelte. Der Gutsherr hatte Felder, die der Pfarre und der Kirche gehörten, unterschlagen; er verübete die Rückforderung dem Pastor sehr, reizte die Bauern an, das Pfarrholz zu verderben, ließ seine Schafe über des Pastors Saaten laufen und zertrat die Felder auf seinen Jagden.

Wie der Herr, so der Knecht. Je mehr Bauern angesiedelt wurden, um so mehr Widerspruchsgeist regte sich, weil einer den andern anstachelte. Wohl sah es der Bauer im Grunde gern, daß in seinem Dorfe Kirche und Pfarre in gutem Zustande waren, aber bei irgend welchen Leistungen, Hand oder Spanndiensten für Kirchenzwecke, Naturallieferungen an den Pastor und dergleichen, brach sein Unwille hervor, und die Äußerungen desselben waren meistens roh und oft geradezu lebensgefährdend. Gegen die Domanialbauern gab es kräftige Hülfsmittel. Scheltworte nützten nichts, da die größten Worte nicht einmal durch den Kittel drangen, da half nur der Stock. Den führte freilich nicht der Pastor, sondern das fürstliche Amt, und wenn die Bauern es gar zu grob machten und zum Pastor gewalttätig in das Haus drangen, ließ der Amtmann sich wohl herbei den Beschützer zu spielen, holte sich die Bauern durch den Landreiter und legte sie über den Strohsack. Aber nicht immer war das Amt willig; wo es zu bauen gab, stärkte es oft die Bauern im Widerstande, und es war dem Amtmanne garnicht unwillkommen, wenn er auch dem entschlossenen Landpastor gelegentlich einmal eine Niederlage bereiten konnte, um ihm seine Macht zu zeigen. So war denn der Pastor am besten dran, wenn er sich auf sich selbst verließ. Er war um Mittel nicht gerade verlegen, die Widerspenstigen zu bändigen, und war auch nicht saumselig in der Anwendung. In der Erwägung, daß Essen und Trinken der Bauern Hauptfreude war, gab er vielleicht, wenn sie ihm bei der Ackerbestellung und Ernte geholfen hatten, im Pfarrhause ein Essen von drei Gerichten, und zwar Erbsen als Vorspeise, dann Stockfisch mit Klößen, Wurzeln oder Rüben, endlich Schweine- oder Hammelfleisch mit Brot, dazu eine Tonne Bier, von einem Scheffel Malz gebraut, und die Bauern aßen, wahrscheinlich in der Erwägung, daß sie so den Pastor auch ärgern konnten, mächtig drauf los. Zum Dank mähten sie im nächsten Jahre, weil sie sich für den Pastor

nicht bücken mochten, die Stoppeln sehr lang, so daß ein Viertel des Strohes draußen blieb. — Es gab aber noch ein anderes Mittel, den Widerstand zu brechen, das von den Bauern äußerst gefürchtet war, das war die Kirchenzucht. Da die Kanzel in einer Zeit, in der es Zeitungen nicht gab, das einzige Mittel darbot, dem Volke Veröffentlichungen bekannt zu machen, und der Pastor somit fürstliche Erlasse, Strafedikte, Verkäufe von Häusern im Konkurse, Verfolgung entlaufener Bauern u. s. w. dort nach der Predigt vorlesen mußte, lag der Gedanke sehr nahe, denselben Platz zur Züchtigung des Sünders zu benutzen. Wenn jemand also durch hartnäckigen Troh ihn gereizt hatte, brachte er es auch dort vor, und so dickfällig sonst die Bauern sich zeigten, so fürchteten sie diese Bloßstellung vor versammelter Gemeinde auf das äußerste, es traf der Schimpf ihre Angehörigen mit und brachte eine Art Achtung über ihr Haus.

Am besten werden wir das Leben und die Mühseligkeiten des Pastors kennen lernen, wenn wir ihn auf seiner Pfarre besuchen. Ich bitte also den Leser, mich zur Wedem (dem Pfarrgehöfte) zu begleiten.

Beim Näherkommen entdecken wir zunächst einen festen, hohen Zaun, der rings um das ganze Gehöft führt. Wir gewinnen sofort den Eindruck, daß Schutz gegen ungetreue Nachbarn, herumziehende Strolche und herrenlose Hunde, wohl gar im Winter gegen Wölfe nötig ist. Treten wir nur ohne Furcht durch das offene, stark gefügte Thor, denn der Pastor, der sonst sein Hausrecht sehr zu wahren weiß, kennt die Tugend der Gastfreundschaft, er beherbergt durchziehende Fremde gern, es ist ihm lieb, wenn er Gelegenheit findet, sich gegen Leute, die ihn verstehen, auszusprechen; außerdem hat er ja schon mit der Wißbegierde der Nachwelt gerechnet, als er seine eingehenden Aufzeichnungen für sie machte. Rechts sehen wir eine stattliche Scheune, links einen größern Schuppen und den Stall für das Kleinvieh, nicht weit davon einen wohl verdichteten Soot mit langragender Schwenkstange, durch grüne Zweige schimmert seitwärts aus dem Hintergrunde ein Backhaus, aber gerade vor uns liegt das behagliche, gemüthlich warme, strohgedeckte Wohnhaus, eigentlich nichts anderes als ein etwas verfeinertes Bauernhaus. Die Wände sind aus Fachwerk und zwar mit Kiehmstaken ausgefüllt, sauber kalkgetüncht. Den Eingang versperrt ein etwas zurückliegendes mächtiges Hausthor, durch welches ein Fuder Heu gefahren werden kann.

Auf der großen vordern Lehmdiele ist die Pastorin in heftigem Streite mit einem Dörfler begriffen; sie sagt: Zi hewwt hier nicks to dauhn, maßt juch furt!" Er: „Wat dei Preister und ji sid, bün id of noch.“ Sie: „Kirl, wat unnerstahst ji juch, dat ji mi jizet? Wer hett sid mit juch so niederträchtig gemein maßt, dat ji juch minen Mann un mi gliek maßt?“ Er: „Ja, ji sid nicks mihr as id!“ Damit geht er pazig fort. Die erregte Frau klagt uns ihr Leid, daß mit den Bauern nichts anzufangen sei, es wird immer schlimmer, alle Achtung hört auf. Hätte der Kerl nicht wenigstens „Sie“ sagen müssen, wie es sich den Höheren gegenüber schickt? — Etwas verlegen bringen wir unser Anliegen vor, hören zu unserm Be-

dauern, daß der Pastor zur Zeit nicht zu Hause ist, sondern mit dem Küster auf dem Kornwagen fort, um Meßkorn (Herbstlieferung an die Pfarre) einzuholen, da muß er von Bauer zu Bauer fahren, denn wenn er nicht selbst kommt, wollen sie nichts geben. Hoffentlich kehrt er bald zurück, einstweilen können wir ja das Haus ansehen, inwendig und auswendig, wie es uns beliebt, die Frau übernimmt willig die Führung.

Im Hintergrunde auf der großen Diele steht ein Teigtrog, ein Speiseschrank und eine Brottrage — alles eisernes Inventar, an beiden Seiten finden sich Ställe für Kühe und Pferde (Bestand wechselt selbstverständlich nach der Größe der Pfarre), geradezu aber hinter einer trennenden Wand liegt die mächtige Küche mit breitem Herde. Unser Blick sucht auch unter der Decke an ruffigen Balken, aber dort ist es noch leer, die fette Zeit des Einschlachtens beginnt erst später. Links von der Küche ist die Wohnstube mit zwei festen Bänken an der Wand, einem Aufschlagentisch, alles gleichfalls als Inventar vorgefunden; einige Laden (Truhen), Schränke, Stühle, deren Lehne und Sitz strohgeflochten sind, ergänzen den Bestand, auch ein breiter, freistehender Tisch findet sich vor und was sonst zum täglichen Gebrauch nötig ist. Der Ofen ist von saubern Kacheln hergestellt und hat 12 Gulden gekostet. Der Fußboden ist aus Mauersteinen gelegt, hier und da bedecken ihn einige Strohmatte. Eine Schlafkammer ohne Ofen liegt nebenan. In dieser Stube versammelt sich die ganze Familie, Kinder und Gesinde miteinander an einem Tisch zu Mittag, und an den langen Winterabenden müssen hier die Mägde spinnen, indem die Pastorin mit gutem Vorbilde vorangeht, der Knecht schnitzt allerlei Hausgerät, Löffel u. dergl. Auch der Pastor muß im Winter hier herein, denn seine Studierstube mußte er für die größeren Kinder als Schulstube hergeben, und die Bauern wollen durchaus keine neue Stube bauen, obwohl die Anlage ganz billig würde. Das Amt rät, sie sollen es nicht tun, denn was sie bauten, müßten sie auch erhalten, und sagt, da sei ja noch eine große Stube; aber diese ist im Winter so kalt, daß kein Mensch darin aushalten kann. Nicht einmal Laden wollen sie vor den Fenstern machen lassen. Doch der Herzog ist noch da, ihnen das Machtwort zu reden, und wenn der spricht, gehorcht sogar der Amtmann, der Pastor will also im nächsten Frühjahr an denselben schreiben.

Aus der Wohnstube führt eine Treppe nach oben, unter dieser ist der Raum zu einem Schrank ausgenutzt; wir steigen hinauf und kommen in eine größere Stube, Saal oder Sommergelaß genannt, sie dient als Fremdenstube u. s. w. Alle möglichen Durchreisenden, Studenten, entlassene Offiziere, Händler und Kaufleute finden hier ihre Herberge, weil ja Wirtschaftshäuser in meilenweiter Umgebung nicht zu finden sind, durchziehende Wagen aber auf den grundlosen, nie gebesserten Wegen nur langsam vorwärts kommen und oft anfehren müssen, um den ermüdeten Pferden Erholung zu gönnen oder allerlei Zerbrochenes ausbessern zu lassen. Der erste Weg des Fremden führt zum Landpastor, der Rat weiß und mit der Tat bei der Hand ist. Es kommt vor, daß die durchziehenden Landesherren bei ihm Unterkommen suchen und finden, ja, der König von Dänemark, der durch Mecklenburg

seinen Weg nimmt, klopft beim Pastor an und bittet um Herberge. Darum die Fremdenstube ein sehr wichtiges Gelaß ist. Augenblicklich liegen Zwiebeln am Boden ausgebreitet, allerlei Kraut hängt an den Fenstern und unter der Decke, an den Wänden stehen sehr große Säcke mit Backobst. Zurückkehrend fragen wir nach der Studierstube. Sie liegt an der andern Seite der Küche, gleichfalls mit einem festen Schlagtisch und zwei Bänken an der Wand, einem Repositorium für die Bücher und einigen Wandbrettern, was alles Inventar ist. Hier ist der Fußboden schon mit Dielen belegt, aber der Ofen ist noch nach alter Art einfach aus Mauersteinen gesetzt, mit Lehm überzogen und geweißt. — Dieses Wohnhaus hat, da es tüchtig gebaut ist, 233 Thaler 21 fl. gekostet, allerdings sind die Gemeindefuhren und Handdienste nicht mit gerechnet, auch nicht das vom Förster gelieferte Holz. Bei einem Pastor in der Nachbargemeinde hat man mehr sparen wollen, und nun steht da ein winziges Wohnhaus, das 144 Thaler 22 fl. kostete, die Scheune hat man für 35 Thaler 2 fl., das Vortor für 9 Thaler 7 fl., das Backhaus für 24 Thaler 9 fl., den Stall für 9 Thaler 6 fl., alles in allem also für 223 Thaler, natürlich wieder ohne Gemeindefuhren und Holz gerechnet.

In der Küche, wo wir solches bereden, weil die Pastorin am Herde hantieren muß, raucht es sehr, weil ein Schornstein noch nicht da ist. Der Pastor hat wiederholt um Errichtung desselben angehalten, „damit nicht seine Kinder in ihre zarten Jugend der Brillen gebrauchen müßten“, indessen noch immer vergebens. Die Hausfrau rät uns, aus dem Dualm in den Garten zu flüchten, und wir folgen gern.

Der Pastor scheint ein großer Gartenfreund zu sein. Wir entdecken viele Kirschbäume, deren Früchte sehr gut zum Trocknen sind, auch Pflaumen giebt es in Mengen, sogar ein Walnußbaum findet sich vor, den die ganze Gegend für eine Rarität halten muß. Die Rückwand der Häuser ist mit sorgsam gepflegten Weinstöcken ganz dicht bezogen, und die Trauben lachen uns an; ein Krefenbaum und verschiedene Birnbäume sind da, darunter noch ein uralter, mächtiger, wilder, der indessen brauchbare Birnen trägt, die Apfelbäume bringen Crivitzer, Welschrosenhäger, Johannis- und Zitronenäpfel. Ein kleiner Teil des Landes ist zum Lustgarten abgesondert mit einem hübschen Laubengange von Hainbuchen und einer schönen lustigen Kuppel.

Während wir alles gebührend bewundern, kommt der Pastor zu uns, eine kernige, stämmige Figur: Er sieht verdrießlich aus, hat von seiner Frau den Austritt mit dem Bauern gehört und dazu noch allerlei Unangenehmes mit dem Küster erlebt, der sich geweigert hat, beim Vermessen des Meßkorns auf der Bauerndiele selbst mit anzufassen, auch gemurrt, daß er bei der Bewirtung bei dem Schulzen nicht an demselben Tische mit dem Pastor hat sitzen dürfen, sondern an einem besondern Plaze in der großen Küche. Es ist nötig, daß er gelegentlich wieder nachdrücklich an seine Pflicht erinnert werde, das tut gute Wirkung. Einmal, als er mit seinem Kirchenplaze nicht zufrieden war und dem Superintendenten trozig in das Gesicht erklärte, daß er sich unter keinen Umständen mit dessen Entscheidung

begnügen werde, hat dieser ihn seinen Standpunkt klar gemacht. „Mein Sohn“, hat er gesagt, „Ihr versteht nicht, wie Ihr Euren Vorgesetzten begegnen sollt, das muß Euch bey gebracht werden. Ihr meint, daß Ihr Euren Pastoren vor Euch habt, dem Ihr es bieten könnt. Solche Kerls, wie Ihr seid, kann ich aller Tage hundert kriegen. Geht nur nach Dömitz (zum Herzog), den Weg habt Ihr umsonst. Denkt Ihr Euren Superintendenten zu prostituieren, so soll Euch noch was vorgelegt werden, was Ihr jetzt nicht meint. Ihr seid mein Diener! Ihr steht unter meiner Fuchtel! Ein rechter Bärenhäuter! Ihr sollt dahin sitzen gehen, Ihr sollt das Maul halten! das Maul halten sollt Ihr! Solch Obloquieren bin ich von Euresgleichen nicht gewohnt.“ Eine Zeitlang hat es etwas genützt, denn der Küster ist ganz kleinmütig weggeschlichen, aber sein Amt hat er deswegen nicht treuer verwaltet. Noch in vergangennem Winter, als am Freitag nach Judica Fastenpredigt gehalten wurde, hat er das vor der ganzen Gemeinde bewiesen; der Pastor hatte gerade zu predigen angefangen, es pfiß der Schäfer draußen zum Zeichen, daß er bereit sei, die Schafe auszutreiben. Da stand der Küster auf, ging aus seinem Stuhle durch die Kirche, um seine Schafe aus dem Stalle zu lassen. Aber der Pastor unterbrach sofort seine Predigt und rief ihm mit schallender Stimme zu: „Bleibt hier und hört zu! es geht auch Euch an! Ihr gehört auch zu meinen Zuhörern.“ Der Küster blieb in der Kirchentüre stehen und bewegte das Maul, als wollte er etwas sagen, ging aber doch nicht hinaus.

Man kann sich denken, daß solches Beispiel von einem, der andern auf dem rechten Wege vorangehen sollte, ansteckt. Als vor einigen Jahren der Pastor Pflagen hauen und fahren lassen wollte (aus der Heide reißt man die Pflanzendecke in Pflagen auf, um sie als Streu zu benutzen), wozu ihm der Verwalter eines eingepfarrten Gutes Leute und Fuhrwerk stellte, kamen zwei Bauern aus dem Orte als Abgesandte der übrigen und erklärten: „Wenn der Verwalter das Pflagenfahren nicht einstellen ließe, so würden sie seinen Wagen zerhauen und das Geschirr auf die Gasse werfen und ihm dazu Arme und Beine zerschlagen.“ Und doch machte der Pastor nur Gebrauch von einem uralten Recht. Ein Kreuz ist es, daß man ohne diese stets widerspenstigen Bauern nicht fertig werden kann. Leute halten kostet zu viel, da die Ansprüche fortwährend sich steigern. Es fordert ein Knecht jährlich 6 Thaler bar, 2 Paar Schuhe, 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Gerste, 14 Stock grobflächigen Leinen zu 2 Hemden, 9 Stock Heden Leinen zu 2 Hosen und 2 Paar Strümpfe, und über Essen und Trinken murt er genug. Ein Junge erhält 4 Thaler bar, 2 Paar Schuhe, 2 Hemden, 2 Hosen; eine Magd 2 Thaler Geld, 1 Paar Schuhe, 12 Stock Heden und 10 Stock flächigen Leinen zu Hemden, 9 Stock Heden Futtertuch. Solche Ausgaben sind zu groß, als daß man nicht sehen müßte mit Hilfe der Bauern zu sparen. Diese aber müssen Korn-, Dung- und andere Fuhren leisten und haben dafür nichts anderes zu beanspruchen, wie jeder Helfende, einen gesalznen Hering, Brot und einen Pott Bier. Pflügen und Zusäen fällt ihnen zu, zum Schluß erhalten sie im Pfarrhause ein Essen von drei Gerichten und zwar Erbsen als Vorspeise, ferner

Stockfisch mit Klößen, Wurzeln oder Rüben, endlich Schweins- oder Hammelfleisch und Brot. Dazu eine Tonne Bier, von einem Scheffel Malz Parchimisch Maß gebraut. Ähnlich geht es hernach bei dem Mähen; die Kosten sind nicht gering, denn die Kerls essen darauf los. 1 Tonne Bier zu 1 Thaler 4 fl., 1 fett Schwein zu 1 Thlr. 24 fl., 1 Liespfund Stockfisch zu 40 fl., 1 halber Scheffel Erbsen zu 12 fl., 1 Scheffel Roggen zu 23 fl. sind kürzlich darauf gegangen nach dem Mähen. Und doch haben sie gemurrt, als wäre der Pastor zu geizig. Die Heringe haben sie einmal beim Weggehen alle an die Scheunentüre genagelt, weil diese angeblich nicht frisch gewesen sind. Werden sie im Frühjahr zum Ackerbestellen angesagt, so schieben sie's von einem Tag schlau zum andern, bis der Boden zu hart wird. Beim Mähen mögen sie sich nicht bücken; wenn einmal in der Ernte ein Regentag einfällt, melden sie sich, um Korn einzufahren, bei Sonnenschein wollen sie immer vorgehen. Aber, so schließt der Pastor seine Auseinandersetzung, es wird wohl Zeit, daß ich solche Ungehörigkeiten einmal wieder auf die Kanzel bringe und ihnen die Ohren reibe, sonst tun sie nicht gut.

„Auf die Kanzel bringen?“ fragen wir erstaunt. „Solche Privatangelegenheit? Uns scheint, als wäre die Kanzel zur Verkündigung des göttlichen Wortes da. Zu solchen Dingen müßte das herzogliche Amt die geeignete Hülfe leisten.“

Da lacht der Pastor recht vergnügt und sagt: „Das Amt, ja das Amt! Wenn man dem kommt, so ist der Küchenmeister willig zur Hülfe gegen die Bauern, aber dann ist der Hauptmann der schnellen Exekution im Wege und umgekehrt. Wenn sie hernach von dorthier einschreiten, dann ist das Korn schon dreimal wieder eingeregnet. Und nun gar, wenn es sich um Geldsachen handelt, sind sie dort doppelt schwierig. Da verlangt das Amt aus der Kirchenkasse, welche der Vorsteher in Verwahrung hat, die Bezahlung einer aus dem Kirchenbau erwachsenen Forderung, der Vorsteher kommt zu mir, weil ihm die Sache unbillig erscheint, und ich rate ihm, sich zu weigern. Flugs sendet der Amtshauptmann zwei Gefreite zur Exekution. Jeder hat täglich 6 fl. zu beanspruchen und Essen und Trinken und freies Quartier im Hause des Vorstehers, und sie lassen sich es wohl sein. Aber das läuft ins Geld; also machen wir beide uns auf, um unsere Sache selbst zu vertreten. Der Rentmeister schickt uns zum Küchenmeister, dieser zum Hauptmann und dieser zum Küchenmeister, und endlich erlangen wir, daß ein Protokoll in Gegenwart des Amtshauptmanns vom Amtsnotar über unsern Protest aufgenommen wird. Dabei kann ich es nicht lassen, um das Amt zu ärgern, das geforderte Geld im Beutel klingen zu lassen, das mir der Vorsteher vorsichtiger Weise übergeben hat, weil es bei ihm nicht ganz sicher scheint. Ich gehe weg und bin der Meinung, daß der Vorsteher mir folgt, man hält ihn aber, ohne daß ich es merke, zurück, und kaum bin ich zur Post gekommen, da läuft schon des Vorstehers Frau mir nach und schreit: der Hauptmann hätte ihren Mann ins Pforthaus (Gefängnis) setzen lassen, weil er ihm anvertrautes Geld aus der Hand gegeben hätte. Was bleibt mir übrig? Will ich den Mann frei haben, muß ich das Geld

herausgeben. Mit dem Amte habe ich seitdem nicht gern zu tun, denn ich habe mich sehr geärgert. Am besten ist es, wenn man sich selbst hilft, und dazu ist die Kanzel ein guter Platz."

"Ja aber, Herr Pastor, heißt das nicht Geistliches und Weltliches arg vermischen?" —

"Was? Werden nicht alle fürstlichen Erlasse, Strafedikte, Verkäufe von Häusern im Konkurse von der Kanzel nach der Predigt verlesen? Wenn ein Bauer dem Amte weggelaufen ist, kommt Nachricht, und die Kanzel muß dazu dienen, daß es bekannt gemacht werde. Und dann soll die Kanzel nicht einmal für den Pastor selbst da sein? Wenn die Bauern hier am Sonntag ihr Hänselbier halten und dabei saufen und lärmen, daß das Dorf schallt, so bring ich's in der nächsten Predigt an, und lassen sie sich nicht warnen, so nenne ich auch einmal ihre Namen öffentlich, das hilft am besten; kürzlich hatten zwei Bauern Birnen gestohlen so dreist, daß ich sie sofort von der Kanzel nannte, da machten sie mir Lärm in meinem Hause, und ich mußte wohl oder übel ans Amt gehen. hm, das war etwas für den Hauptmann, da konnte er den Beschützer spielen und groß tun und fehlte nicht viel, dann hätte er beide durchpeitschen lassen. Schon ließ er durch den Pförtner die Peitsche über ihnen halten, da legte ich für sie Fürbitte ein — wohlgemerkt, es war zwischen uns vorher verabredet. Sie kamen mit der Angst davon, und für den späteren Frieden war es mir günstiger. Seitdem kann ich viel kräftiger von der Kanzel wirken. Zuweilen hilft es, um Diebe herauszubringen, z. B. neulich, als man Kalk aus der Kalkgrube vom Kirchhofe gestohlen; ich brachte es auf die Kanzel, und bald darauf meldete sich der Dieb bei mir, versprach Erstattung und bat um Schweigen. — Seine Reue bewahrte ihn vor der Sünderbank."

"Sünderbank, Herr Pastor? Was ist das? Verzeihen Sie, daß wir das nicht wissen, wir sind Leute des zwanzigsten Jahrhunderts."

"Ein ausgezeichnetes Zuchtmittel, welches ich nachdrücklichst empfehle. Hartnäckige Sünder, welche öffentliches Argerniß für die Gemeinde gegeben haben, Säufer, Unzüchtige, Sabbathschänder, Unverträgliche u. s. w. werden dazu verurtheilt, öffentliche Kirchenbuße zu tun, so daß sie auf einer abgeordneten, allen sichtbaren Bank an bestimmten Sonntagen sitzen und, während von der Kanzel ihr Name und ihre Sünde genannt und gerügt wird, aufstehen müssen. Es ist allerdings hier vorgekommen, daß einmal ein Mädchen aus Angst vor solcher Strafe ihr Kind ermordete, worauf sie mit dem Tode büßen mußte, sie war aber allzeit ein hochmütiges und halsstarriges Wesen, welches sich unter keiner Zucht beugen wollte, meine Ermahnungen und Zureden habe nicht viel gefruchtet, denn sie wollte immer wegen der Sünderbank mir die Schuld an ihrer That zuschieben, und so ist sie denn mit ihren Sünden dahingefahren. In neuerer Zeit hat der Herzog sich bereit finden lassen, dispensando zu gestatten, daß ein Übeltäter mit dem Sitzen auf der Sünderbank verschonet werde, jedoch seine Buße in seinem Stuhle stehend und bei Nennung seines Namens abstatte. Oder er hat gestattet, daß jemand, der auf die Bank gemußt hätte, in der Privatbeichte allein die Sünden bekannte und dann ad sacra admittiret

wurde, nur daß ich von der Kanzel sagen durfte, daß eine bekannte Person sich contra sextum vergangen und deshalb durch mich ihre Reue öffentlich bezeugen lasse. Aber das kommt daher, daß der Herzog Geld braucht und solche Personen Geld haben. Bezahlen wollen sie überhaupt alle lieber, als in der Kirche büßen, und oft kommen sie vorher und erklären sich bei mir bereit Geldstrafe zu leisten, die ich festsetzen soll für die Kirchencasse, zu Gottes Ehren, wie sie sagen, und dann könnte ich von ihnen 8 fl. und auch 1 Mark erreichen, wie zähe sie sonst sind. Aber ich nehme es nicht; entweder läßt sich alles still vergeben, oder sie müssen es öffentlich büßen, wenn sie die Kirche und die Gemeinde geärgert haben. Schließlich käme es sonst darauf hinaus, daß der Arme absitzen muß und der Reiche abkaufen kann, das ist vor Gott und der Welt ungerecht.

Als ich hierher kam, sah es sehr arg mit der Sonntagsfeier aus. Wenige gingen zur Kirche, und wenn der Gottesdienst kaum vorüber war, so begannen sie zu pflügen und zu eggen und zu säen nach Herzenslust. Daneben saß der Krug voll, und auf der Straße trieben sie ein unmenschliches Gelärm, ärger als Belials Kinder, bis an den nächsten Morgen. Durchpassierende Leute blieben nicht unverzert. Da ritt z. B. der Pastor von Brunow, nachdem er mich besucht, nach Hause, und sie ließen ihm mit vollen Rännen nach und hatten ihren Spott wegen seiner kleinen Person. Ich brachte wiederholt an Sonntagen alles auf die Kanzel. Es ging ein großes Lärmen an, sie stahlen mir mein Holz vom Hofe, meine Hühner aus dem Stall, vergifteten meine Hunde, opferten breit geschlagene Zinnknöpfe auf dem Altar, ja sie haben mir einen Kuhnhahn ganz kahl gerupft und nackend auf dem Hofe laufen lassen. Ich ließ nicht nach, aber es half nichts, bis einer der Haupt- und Rädelsführer plötzlich starb und ein zweiter ihm bald folgte. Bei der Beerdigung wies ich auf Gottes Gericht hin, da wurden die ganz still, die zuvor am lautesten geschrien hatten, ich konnte mit der öffentlichen Kirchenbuße durchdringen und rottete so das Übel gründlich aus, machte mir freilich einen gewissen Herrn aus der Nachbarschaft zum Feinde, weil ich auch seine Leute nicht verschonte wegen der Sonntagsarbeit. *Amicitia in malo non esse potest*, sagt Augustin.“

„Gut, Herr Pastor, wenn es geholfen hat. Es hätte auch zum Bösen ausschlagen können.“

„Ja, freilich, einmal lauerten sie mir auf mit großen Knüppeln, ich entdeckte sie schon vorweg, ging gerade auf sie zu, bot ihnen kräftig die Tageszeit, zeigte lachend auf ihre Knüppel und fragte, ob sie vom Holz sammeln kämen. Keiner tat das Maul auf, sie gafften mich alle an.“

„Wenn wir Sie recht verstanden haben, machen Sie keinen Unterschied zwischen vornehm und geringe. Wie finden sich denn die Herren darin?“

„Ja, die ziehen schiefe Mäuler. Mir wollte ein jemand, ein Junker, einen Brink an der Scheide, den ich immer besäet hatte, plötzlich abstreiten und verbieten, die weiche Hölzung daselbst zu hauen. Ich ärgerte mich und habe ihm von der Kanzel einen guten Filz gegeben, daß er alle seine Bettern wie ein Heer gegen mich aufbot. Das tat nichts, denn hier



standen die Bauern auf meiner Seite und sagten mir zu, daß sie nicht dulden würden, daß jemand mir in meinem Hause Gewalt täte. Der Streit ging durch die Gerichte, aber als der Kläger genug bezahlt hatte, bot er mir Vertrag an, da hab' ich es von der Kanzel verlesen, daß zwischen uns etliche beschwerliche Irrungen geschwebet, die nunmehr durch Gottes Gnade und Unterhandlung guter Freunde in Güte verglichen und beigelegt worden. So wird männiglich ermahnet und gebeten, dem lieben Gott als Richter des Friedens dafür zu danken und denselben anzurufen, daß er hinfüro beständige Einigkeit und guten Frieden erhalten wolle, um Christi willen. Amen. Ich besitze noch das Friedens-Protokoll von allen Teilen unterschrieben und kann es Ihnen zeigen. Und den Brink und die Hölzung habe ich behalten."

"Da sind Sie gut weggekommen, aber es wird ihnen bekannt sein, Herr Pastor, daß die Junker und Gutsherren gern Trotz mit Gewalttat vergelten. Die sind nicht allein mit dem Stock, sondern auch mit dem Säbel und der Pistole schnell bei der Hand. Wir hörten wohl davon, daß hier und da die Pastoren vor ihrem Drangsalieren und Bezieren haben entlaufen müssen. Sie haben vielleicht vernommen, wie es Ihrem Amtsbruder Rhon in Volkenshagen (1746) ergangen? Die Bauern aus Mönkhagen kamen zu ihm und klagten, daß sie von dem Gutsherrn in Kuffewitz, dem sie von der hochfürstlichen Kammer verpfändet seien, sehr gedrückt und mit vielen ungewöhnlichen Hofdiensten belastet würden, so daß es ihnen unmöglich wäre, länger auszuhalten. Sie baten ihn um Aufsehung einer Bittschrift, daß sie von diesem Joch befreit würden. Der Pastor setzte 3 Bittschriften auf für sie, und die Kammer wurde zu der Erklärung bewogen, daß sie nach Ablauf des Jahres die Bauern wieder einlösen wollte. Als darauf der Pastor einst an Kl. Kuffewitz vorbei ging, wurde er von dem Gutsherrn tödtlich angegriffen und also gemißhandelt, daß er wenige Wochen darnach starb. Der Herzog ordnete eine Untersuchung an, aber die Sache wurde weiter nicht verfolgt, aus welchem Grunde ist nicht bekannt geworden, man sagt, daß der Gutsherr nachgewiesen, daß er mit dem Pastor vor dessen Tode sich vertragen habe. Nur das bewilligte der Herzog, daß die Witwe bei der Pfarre konserviert werden sollte und nur ein solcher Nachfolger ernannt, der entschlossen sei, sie zu heiraten. Und auch das kam noch wunderbarlich zu stande, denn man fand hernach heraus, daß ein Verwandter des Nachfolgers vorher an den Konsistorialrat Zander geschrieben hatte: „In der Volkenshägener Sache ist es nun gottlob so weit, daß der Kandidat Plagemann der Gemeinde und der Witwe und diese auch ihm gefällt. Helfen Sie mir nur mit diesem meinen nahen Blutsverwandten zurecht, ich werde es nicht vergessen.""

"Ja", sagte seufzend der Pastor, „die Zeiten sind schlimm, der Herzog braucht Geld, man hat sogar unter den Pastoren heimlich gesammelt für ihn und jeder in unserm Zirkel hat 5 Thlr. gegeben. Dömitz ist nicht so weit entfernt, daß ich nicht wüßte, wie es dort hergeht, der Kammerdiener nimmt das Geld an, und dann fertigt der Herzog die Ernennungen der Kandidaten zur Pfarre aus. Das hat ihm Tausende eingebracht. Aber er

war nicht immer so, und jedenfalls ist er unser Herr, dem wir gehorchen müssen. Gott wird wissen, weswegen diese Zuchtrute uns not tut. Gegen den Adel kann er nichts, weil die Lüneburger und andere den schützen, und so übt der im Lande überall seinen Frevel, der gen Himmel schreit. In den Kirchen bauen sie sich eigenmächtig Stühle, die Folge davon ist große Uneinigkeit oft während des Gottesdienstes, etliche sollen sich in der Kirche zum großen Argerniß geschlagen haben, und die Gemeinde soll fast zum Aufstand gebracht sein. Macht geht vor Recht. Schon ehemals hörte ich, als ich im Lande reiste, in Serrahn erzählen, daß, als einstmals das Amt am Ausfluß der Nebel eine Wehr angelegt hatte, der Oberst Hahn in vollem Kriegsornat mit Tagelöhnern und Bauern herangezogen sei und sie herausgerissen und in Späne zerhackt habe mit der Drohung, daß er jeden, der wieder anfinge zu bauen, gerade so zerhacken wolle in lauter Späne. Andere hören davon und machen's nach, und jeder bildet sich auf seinen Stand ein und will ihn anerkannt sehen. Man erzählt, daß in Sternberg im Gotteshause einmal ein Fähnrich öffentlich mit großem Tumult einem Einnehmer, der seiner Meinung nach zu hoch saß, um den Leib gefaßt, aufgehoben, bei Seite getragen und niedergesetzt habe, worauf dieser unter Gepolter vom Chore lief und ist nicht wieder zur Kirche gekommen. Es sind harte Zeichen, Gott straft uns schwer für viele Sünden. — Sie sagen von der Konservierung der Witwe bei der Pfarre und zwar mit spöttischer Miene. Nun, ich bekenne, daß auch ich mir schon meine Gedanken gemacht habe, ob es nicht möglich wäre, etwas Ähnliches zu erreichen.“

Ganz bestürzt sehen wir den rüstigen Mann an, aber er lacht uns aus. „Ich denke nicht gerade an das Sterben, aber ein guter Hauswirt sorgt bei Zeiten für die Seinen. Meine Hausherr dürfte noch schwerlich einem jüngern gefallen und wenn sie daran dächte, so wollte ich es ihr wohl jetzt noch anstreiben. Aber meine Tochter wächst heran, und wenn sie versorgt ist hier im Orte bei meinem Nachfolger, dann wird am Ende auch der Rest einen Unterschlupf finden.“

„Aber so soll es doch nicht gehen, Herr Pastor, daß eine Pfarre nach solchen Rücksichten wieder besetzt werde. Was sagt denn die Tochter dazu, daß sie an einen ungeliebten Mann dereinstmals hingegeben werden soll, als wäre sie eisernes Inventar?“

„Die Töchter gehorchen und der Vater bestimmt! Eine Pastorenfrau ist immer gut versorgt, und wegen Mutter und Schwester kann sie schon ein Opfer bringen. Was meinen Sie, was diese erwartet, wenn ich schnell sterbe, sobald Gott mich ruft? Ein Witwenhaus ist hier nicht, und die Einkünfte sind so gering, daß die Meinen, selbst wenn der Nachfolger sich zur Abgabe des Zehnten bringen läßt, auf der Straße verkommen müssen. Da kam hier kürzlich eine Bettlerin auf den Hof, hatte einen Ziehswagen hinter sich, in welchem zwei kleine Kinder lagen, und zwei größere schoben an demselben nach. Ich frage woher und wohin. Da ist es eine Pastorische aus dem Thüringischen, die nichts zu leben hat und so von Ort zu Ort betteln gehen muß. Das hat mir viel zu schaffen gemacht. Ich denke

einmal zum Herzog zu reisen und ihn um Konservierung meiner Tochter bei der Pfarre zu bitten“.

„Und meinen Sie, daß Sie Ihren Willen durchsetzen?“

„Warum nicht? Ähnliches ist gerade auf dieser Stelle schon einmal vorgekommen. 1691 hat der Herzog Friedrich Wilhelm der ältesten Tochter seines wohl meritirten Kammerdieners Dolauen, der von Geburt ein Franzose war, diese Pfarre geschenkt, als der Pastor gestorben. Und es fand sich bald ein Kandidat, der Sohn eines Zuckerbäckers in Hamburg, der sie heiratete. Nur war dem jungen Paare die Pastor-Witwe eine große Last, denn in der That kann die Pfarre keine Witwe tragen. Der alte Vater setzte beim Herzoge durch, daß dieser Witwe die Pfarre in Kethwisch verliehen wurde, woselbst denn ein Kandidat Witting sie heiratete. Sie sind froh gewesen, daß sie sie los wurden, denn es war ein böses Weib, mußte hier im Pfarrhause behalten werden und hat in der Studierstube gewohnt, weil kein Witwenhaus da ist, wie ich schon sagte. Jenen Kandidaten aber, der hier herein heiratete, habe ich sehr wohl gekannt, denn er ist mein Schwiegervater geworden, und seine Frau hat mir oft erzählt, daß ihr der damalige Handel niemals leid gewesen ist. Ich hörte doch einmal von einem Superintendenten, der den Herzog gebeten, seinen Sohn in eine Pfarre zu weisen, derselbe sei auch bereit, entweder die Witwe oder Tochter zu heiraten; er soll aber nichts von allen dreien bekommen haben.“

„Sind Ihnen denn niemals Fälle bekannt geworden, daß die auf diese Weise geschlossenen Ehen sehr unglücklich verlaufen sind?“

„Nicht so sehr die Ehen, als vielmehr die nachherigen Ansprüche der Angehörigen des weiblichen Theils haben dann meistens das Zerwürfniß gebracht. Da war in Mestlin mein lieber Freund Simonis, der erhielt allerdings durch ordentliche Vokation die Pfarre, aber die Eingepfarrten hatten vorher abgemacht, daß ein Unverheirateter ohne weiteres die älteste Tochter des Vorgängers, Elisabeth, heiraten sollte und der Witwe etwas Erkleckliches abgeben. Aber er nahm die jüngste Tochter Ursula und wollte sich nicht zu großer Abgabe verbinden, sondern gutwillig geben. Da ging der Lärm an. Alle Herren in der Gemeinde wurden gegen ihn aufgehetzt. Die Schwiegermutter gab kein Rücken oder Schaf zur Aussteuer, nahm alles aus dem Hause fort. Die Hochzeit mußte der junge Pastor zum größten Theil selbst bezahlen, und die Braut mußte sich in einem schwarz-grob-grünen Rock mit Fope und einem geringen Mäntelken trauen lassen. Und doch war in diesem Falle die Witwe nicht arm.“

Bei solchen Darlegungen, welche mit voller Seelenruhe geschehen, ist uns doch etwas unheimlich zu Mute geworden. Wir haben genug von jenen Zeiten und von dem Leben in einem Pfarrhause. Wohl bietet die Pastorin uns Nachtquartier im Sommergelaß an, aber der Geruch der Zwiebeln und der Wurstkräuter lockt uns nicht, wir machen uns davon und denken bei uns: „Wenn so schon das Leben auf einer Pfarre sich gestaltet, wie mag es an andern Orten aussehn haben?“

Selbstverständlich kämpften die Pastoren gegen den Druck der Zeit nicht immer stillschweigend. Wenn sie auch nicht Gewalt gegen Gewalt setzen konnten, so verfehlten sie nicht, wie schon oben angedeutet, ihre schlimme Lage oft und dringend an die Landesfürsten zu bringen und Abhülfe der Übelstände, Schutz, Unterstützung und Förderung des Kirchenwesens zu erflehen. Wenn die Herzöge sich ihrer nicht annahmen, so konnte nicht ausbleiben, daß sie trotz des Anwachsens der Bevölkerung unter den gewaltthätigen Leuten allmählich ganz unterdrückt und jeden Rechtes entkleidet wurden. Gierige Hände streckten sich Jahr für Jahr nach den Kirchengütern aus, liegende Gebäude, Holzungen, Gerechtigkeiten sollten bald offen bald heimlich auf den übergehen, der am meisten Macht noch behalten hatte, also wohl gewöhnlich auf den Gutsbesitzer, aber auch auf die Pächter und die Bauern.

In landesväterlicher Fürsorge wurden, um alle Mißstände auf den Pfarren und in den Kirchengemeinden genau festzustellen, die Kirchenvisitationen, welche sich vor dem Kriege gut bewährt hatten, wieder eingerichtet.

Eine Kommission, gewöhnlich bestehend aus einem Superintendenten (zuweilen auch einem vom Landesherrn ausgewählten umsichtigen und gelehrten Pastor), einem fürstlichen Beamten (Rat, Küchenmeister u. s. w.) und einem Notar mußte sich zu den einzelnen Pfarren begeben. Ihre Instruktion ist ziemlich die gleiche, und so nehmen denn auch die Visitationen überall den ähnlichen Verlauf. Es wird genügen, wenn wir das Bild einer derselben zu Grunde legen und dabei bemerkenswerte Züge einflechten.

Vor einer Visitation hatten die Visitatoren von der Kanzel ankündigen lassen, was vom Fürsten in Aussicht genommen wäre, die Gemeinde war also vorbereitet.

Am Nachmittage ließen sie die Glocken läuten, um der Gemeinde ihre Ankunft kund zu tun und sie so auf den nächsten Tag einzuladen. Die Handlung begann am Morgen um 7 Uhr (anderswo um 8 oder um 9 Uhr) mit dem Gesang „Komm heilger Geist, Herre Gott“, worauf (die ordentlichen Ceremonien mit Gesang, Kollekte, Vorlesen des Evangeliums und der Epistel, wenn Sonntag war, sonst auch wohl direkt) eine Predigt des Orts-Pastors folgte, zu welcher der Text (z. B. Hebraeer 13, 20 f.) demselben am vorigen Abend von den Kommissarien gegeben war. Der leitende Superintendent oder dessen Vertreter notierte sich dabei zu Protokoll, wie ihm solche Predigt gefallen (gebraucht eine affectierte Rede; hat eine laute Stimme; das Gedächtnis ist schwach; hat wenig res), bemerkte auch hernach in das Protokoll, wenn der Küster seine Sache nicht gut gemacht hatte: „Der Küster hat im Singen zweimal geirrt und den tonum verrücket, welches ihm nachgehends verwiesen worden“.

Nach Beendigung trat der Superintendent in den Altar und hielt eine ausführliche Präfatio z. B. ex septimo Augustanae Confessionis Articulo de notis verae ecclesiae oder de pietate Regis Josaphat 2 Chron. 17, 6—9, oder er sprach über 1. Mosiz 27, wie Jsaak seinen jüngsten Sohn

Jakob gesegnet und ihn vor Esau vorgezogen, machte wegen selbiger Geschichte eine geistliche Application und nahm dann Bezug auf die Absicht, in welcher der Landesfürst die Visitation angeordnet. Dabei kommt es wohl vor, daß der gelehrte Herr lateinische Worte dazwischen wirft, die er pflichtgemäß Inatürlich verdeutschet, z. B. „Die heilige Taufe ist das sacramentum initiationis, das Sakrament, dadurch die Christen der christl. Kirche einverleibt werden. . . . Sie ist die rechte porta gratiae, die Pforte der Gnade, wie sie Augustinus genannt hat; und die rechte puerpera regni coelorum, die Gebärerin zum Himmelreich, wie Lutheri Wort davon lautet“. — Oder auch: „Die andere motio, dadurch er sie (die Pastoren) bewegen will zur treuen Amtsführung, nimmt er ab officii Episcoporum dignitate, von dem Amte dieser Ältesten und Bischöfe. Denn er spricht: Der heilige Geist hat euch geseket, nicht etwa zu faullenzen und guter Tage zu pflegen, sondern zu weiden die Gemeine“.

Nach solcher Präfatio wendet der Kommissar sich an den Pastor, um mit demselben ein Colloquium zu halten, ihn insbesondere auf seine wissenschaftliche Bildung hin zu prüfen. Aber solches wurde nicht immer glatt durchgeführt. Es kam vor, daß der Pastor sich des Examens weigerte und in Gegenwart der Visitatores „etlicher ohngeschliffener wortten“ sich verlauten ließ. Darauf hin wurde er bedroht: „Daserne er bey seiner gefassten Halsstarrigkeit verbleiben würde, hätte er sich nichts Gewisseres zu versehen, als daß J. J. Gn. solche widersecklichkeit zum höchsten ahnden würde und ihn von der Pfarre jagen“. Das Colloquium wurde lateinisch abgehalten in Gegenwart der Gemeinde z. B. De nominibus Jesu Christi eorumque Etymologia ut et de duabus in Christo naturis; De Electione, De bonis Operibus, de Creatione, de Angelis, de Peccato u. s. w. Das Urtheil lautete „Bene stetit“. „Pastor senio jam fere confectus orthodoxe et, quantum memoriae debilitus permisit, sufficienter tamen et bene respondit“. „Ist mittelmäßig bestanden“. „Pastor parum, nonnunquam nihil respondit“. „Hat meistens ex tacito geantwortet“. Bei einem schlimmern Verlaufe des Examens fand eine Reprehensio et Correctio Pastoris sacrarum litterarum ignari et ex tacito respondentis statt. (Ja, es kam vor, daß der Sup. den Pastor besonders vornahm und ihn in den Hauptstücken unterwies). — Bei gutem Verlaufe folgte eine Ermahnung an die Gemeinde post Examen pastoris, qui expectationi nostrae satis fecit, Gott zu loben, daß er ihnen einen so treuen Lehrer gegeben. „Hierauf ist nun hernach unser anbefohlenes Ampt, daß wir auch die Gemeinen in Verhör nehmen“.

Die Gemeinde war meistens sehr zahlreich, oft ganz vollzählig erschienen, selten war zu bemerken, daß viele fehlten. Zuerst mußten die Männer vor den Altar treten, die Weiber blieben hinten in den Stühlen, „daß sie sich nicht gegenseitig irrten“. Den einzelnen Abteilungen wurden dann Fragen aus dem Katechismus, Psalmen und Sprüchen vorgelegt, sie sollten den Katechismus mit Auslegung beten, hernach ihr Verständnis beweisen. Von den Männern gilt meistens, daß sie nicht ordentlich antworten können (sind gar einfältig gewesen), bei den Weibern geht es weit besser; und wenn dann die Jugend dran kam, atmete der Kommissar auf, sie

bestand ziemlich oder auch sehr gut, je nachdem in der Gemeinde durch Pastor und Lehrer der Katechismus behandelt war oder die Kinder zum Unterrichte gesandt waren.

Auf dieses Examen folgten die Erkundigungen nach dem christlichen Leben. Der Pastor mußte abtreten, und die versammelte Gemeinde wurde nach Amt, Lehre, Leben und Wandel dessen gefragt. Das war ein bedenklicher Augenblick. Es hatte zuweilen ein Pastor viel Anstoß durch sein Leben gegeben, oder es hatte auch wohl jemand Streit mit ihm gehabt und versuchte sich nun zu rächen. Z. B. hatte in Thekkow der Pastor den Herrn von Kardorff wegen restierender Zinsen an den Predigtstuhl verklagt, dafür zeigte ihn nun dieser an, daß der Pastor verwichenen Sommer vor der Predigt Roggen eingefahren hatte. Der Pastor rechtfertigte sich dann öffentlich, daß er es aus Not getan, weil wegen der Teuerung kein Brotkorn zu kaufen gewesen und er mit seinen Kindern hätte Hunger leiden müssen, er hätte es seiner Gemeinde auch öffentlich angezeigt, daß sie sich daran nicht ärgern sollte, und der Superintendent hatte Gelegenheit auszuführen, in wiefern man am Sonntage die opera caritatis exerzieren könnte. Oder es lagen wirklich Ärgernisse vor, wegen der es dann (wenn nicht die Absetzung nach Anzeige bei dem Fürsten erfolgen mußte) ein gepfeffertes Alloquium ad Pastorem scandalose viventem gab: Reverende domine pastor! Quoniam a Serenissimo Principe et Domino nostro clementissimo missi sumus, ut non solum in doctrinam sed et vitam et mores Pastorum apud auditores inquiramus, fecimus quoque hysloci, quod nostri est officii. Interrogavimus videlicet Auditores tuos, an diligenter et ita docendo et administrando sacramenta officium tuum facias iisque vitae integritate sis exemplo, ut nemo merito de te conqueri possit. — Verum hic multae de te audiuntur querelae, non tam ob doctrinae falsitatem et in docendo negligentiam, sed ob vitae et morum pravitatem et scandala, quae praebeas tuis auditoribus. Conqueruntur enim te hominem esse asotum, vinolentum, rixosum, turpis lucri cupidum, te nonnunquam inveniri in publicis tabernis et choriis cum scandalo ducere, oscula quoque nonnunquam aliis feminis et femillis figere, cum uxore alterari, rixari eamque nonnunquam fustibus et baculis probe depexam rodere et domo ejicere, ut alia plura vitia taceam, ob quae mala audio. Und was der Pastor dann zu hören bekam, mag ihm noch lange in den Ohren geklungen haben. Indessen sind zum Glück solche Dinge selten, und gewöhnlich erklärt die Gemeinde, daß sie sich nicht über den Pastor zu beschweren habe.

Nachdem letzterer wieder eingetreten, wird er nun seinerseits über das Leben seiner Gemeinde befragt und gibt an, daß jemand in wilder Ehe lebe (der aber wohlweislich nicht erschienen), daß ein anderer stille und böte (der sich entschuldigt, daß er sich nichts Böses dabei gedacht), daß Sabbathschänder wären, die während der Predigt im Wirtshause sößen u. s. w. Waren die Übeltäter zugegen, so wurden sie öffentlich zur Rede gestellt und vermahnt, andernfalls notiert zur Anzeige bei der Obrigkeit. Das Gewöhnliche war freilich, daß der Pastor seine Beschwerden zurück-

hielt und erklärte, daß er Übeltäter rechtzeitig aus Gottes Wort strafe, oder nur allgemeines vorbachte, z. B. daß die Alten nicht fleißig genug zum Katechismus-Unterricht kämen, auch die Kinder nicht regelmäßig schickten.

Der Gottesdienst wurde nun geschlossen, indem in der Schlußrede Pastor, Küster, Vorsteher und Gemeinde, Alte und Junge zu ihrer Pflicht ermahnt wurden. Darauf mußten die Weiber und die Jungen abtreten, und es begann die Verhandlung über den Zustand der Kirche, der Jedem, über kirchliche Einkünfte u. s. w. Im Protokoll mußte genau angegeben werden, wie die Visitatoren alle kirchlichen Gebäude gefunden, und da konnte, allerdings oft recht Trostloses zu Tage kommen. Sehr selten war die Kirche baulich tadellos. Ja es kam vor, daß die Visitatoren in ein Dorf kamen, wo zu schreiben war „der Pastor ist gestorben, sein Sohn soll in Stralsund sein, Vorsteher, Küster und Einwohner sind tot, das Dorf ist wüste, das Pfarrhaus ist abgebrannt, die Kirche liegt voller Mist, auf den Turm kann niemand kommen, um nach den Glocken zu sehen“. Der Kommission war ein genaues Verzeichniß aller Dinge mitgegeben, über welche sie Erforschungen anzustellen hatten. 1) Von der Pfarre, Eingepfarrten, Bestand der Gemeinde, Patronatsrechten. 2) Von den Predigern (Geburtsort, Bildungsgang, Examen, Introduction). 3) Von Lehre und Amt (Gottesdienst und Bekenntniß). 4) Vom Katechismus (dessen Einprägung und Erklärung in der Kirche. Er sollte in den Nachmittagsgottesdiensten der Gemeinde vorgesprochen und erklärt werden). 5) Von Beichte und Abendmahl. (Beichte sollte am Sonnabend und zwar von jedem einzeln entgegen genommen werden). 6) Andere Amtsgeschäfte. 7) Taufe. 8) Gravamina des Pastors. 9) dessen Einkünfte. 10) Begräbnisse. 11) Gemeindeleben (Verlobungen, Irrlehren u. s. w.). 12) Armenpflege. 13) Schulen und Jugenderziehung, Küster. 14) Vorsteher. 15) Von den Einkünften und Besitzungen der Kirche.

Die nötigen Nachforschungen nach den Gütern, Erkundigungen bei den ältesten Leuten u. s. w., die Besprechungen der langen Gravamina des Pastors nehmen oft mehrere Tage in Anspruch, aber gerade die Gründlichkeit und Sorgsamkeit machte allseitig einen guten Eindruck, und da jeder mann wußte, daß das Protokoll an den Landesfürsten gelangte, so ward in der Gemeinde das Bewußtsein lebendig, daß man, so lange vereinzelt und auf sich angewiesen, nunmehr mit der Außenwelt wieder angeknüpft hatte. Der Böse erkannte, daß es noch einen Richter auf Erden gab, und der Gute empfand, daß er mit seinem Streben nicht allein stehe.

Dem Pastor war die nötige Rückstärkung gegeben, er konnte deutlicher reden vom Vaterlande und Landesfürsten, und man lernte verstehen, daß in der Übung der kleinen Pflichten zugleich an einem großen Ganzen gebaut wurde; so fand die langsame Erweckung der Teilnahme für das Streben des Volkes und Landes wiederum statt, und der Pastor war hier der eigentliche Bahnbrecher und Pfadfinder durch Wort und Beispiel. Freilich dachte auch er damals noch nicht weiter als höchstens bis an die Landesgrenzen. Er besaß den Beweis, daß er nicht nach eigener Willkür sein Amt führen durfte, sondern sich bereit halten mußte, der kirchlichen Obig-

keit Verantwortung zu tun. Die Visitationen sind von großem Segen für das ganze Land gewesen und haben ein Wesentliches zu der Vereinigung seiner Kräfte wieder beigetragen.

Es geschah aber noch mehr zu solchem Zwecke, die vielfach aufgedeckten Schäden trieben zu den Gedanken an außerordentliche Mittel. Und so versammelte denn der Herzog Gustav Adolf von Güstrow, der für alle kirchlichen Fragen reges Interesse hatte, die Geistlichen des Güstrowschen und Rostockschen Kreises zu einer großen Synode.

Diese General-Synode zu Güstrow, welche vom 14.—18. Juni 1659 in der Domkirche daselbst gehalten wurde, unter dem Voritze des Superintendenten Daniel Janus und der Beteiligung von 101 Geistlichen, ist eine eigenartige Erscheinung in der Geschichte der mecklenb. Landeskirche, nie zuvor oder hernach kommt etwas Ähnliches wieder vor. Man darf wohl annehmen, daß der gute Verlauf der Synode wesentlich der Beteiligung des Herzogs Gustav Adolf zu danken ist. Wie groß ihre Wirkung war, erkennt man hier und da aus den Pfarrarchiven. Immer wieder begegnet man den gelegentlichen Notizen, daß der Pastor an der Synode teilgenommen, auch liegen noch lose Blätter vor, welche die Beschlüsse derselben für spätere Zeiten aufgehoben haben. In Anhang III folgen einige hierher gehörige Stücke, die nachfolgende Angaben ergänzen werden.

Der Herzog nahm an der Eröffnung teil und verfolgte den Verlauf später sehr aufmerksam; er selbst hatte die Weise der Verhandlungen genau bestimmt, auch die Ordnung der Gottesdienste. Von 8—12 Uhr täglich fand die Konferenz circa Doctrinam und Ceremonias statt, am Nachmittage ging es ad examen vitae der Geistlichen, ad disciplinam, endlich ad externa, nämlich redditus, gravamina, querelas. Es war also Gelegenheit geboten zur gründlichen Aussprache über alles, was den Pastoren in ihrer Einsamkeit und ihrem schweren Kampfe mit der Bosheit und Kositheit das Herz bedrückt hatte, und sie wurde ausgiebig benutzt. Man scheute es auch nicht, die Sünden von Standesgenossen aufzudecken und für die Ausmerzung der Ruchlosen einzutreten. Es war gewiß ein ergreifender Augenblick, als der Superintendent Daniel Janus, um die Verhandlungen über Leben und Sitten der Pastoren zu eröffnen, sich selbst solchem Gerichte in erster Linie unterstellte. Das einstimmige Zeugnis seiner Amtsbrüder ehrte den Mann, der in verworrener Zeit als eine feste Stütze sich bewiesen hatte. Bei der Synode waren von Eingepfarrten Klagen über Pastoren eingereicht, z. B. über den Pastor Johann Köler zu Zetemin und den Pastor Haußmann. Nach Untersuchung der Sache wurden beide später vom Amte abgesetzt. Die Pastoren von Fahrenholz und Tüzen verklagten sich gegenseitig wegen ärgerlichen Lebens, hatten sich in der Fastnacht voll getroffen und geprügelt und mit Scheltworten traktiert. Beide erhielten einen scharfen Verweis. — Für den Scherz bei den ernstlichen Verhandlungen sorgten die 8 Bauern zu Kiewe; diese wollten ihren Pastor um das ihm zuständige Meßkorn bringen, und hatten schon lange mit ihm in Streit gelegen. Sie hatten auf seine Anfrage, ob sie ihre Angelegenheit zur Synode bringen wollten, mit Nein geantwortet, aber seine gelegentliche Ab-



wesenheit benutzt, um zusammenzukommen und den Beschluß zu fassen, doch heimlich hin zu reisen und den Pastor zurückzulassen und ihn fälschlich anzugeben. Sie beschwerten sich also, daß er mehr nähme, als gesetzt sei, und daß er seine Predigten wiederholt versäumt hätte. Der plötzlich hervortretende Verklagte aber konnte durch eine Urkunde nachweisen, daß seine Forderungen berechtigt wären, und die Versäumnis der Predigten genügend durch feindliche Durchmärsche und Krankheit rechtfertigen. Die verblüfften Bauern fingen nun an zu klagen, daß sie zu arm wären, das Meßkorn zu geben, worauf man sie wegen der Verleumdung des Pastors zur Rechenschaft zog und dem Fürsten die Abwendung der lügnertischen Beschuldigung eines frommen Predigers mit exemplarischer Strafe empfahl. — Der Herzog hatte Neigung, Meßgewänder in festis majoribus wieder einzuführen, die nur noch selten (auf 6 Pfarren) im Gebrauch waren, aber die Mehrzahl der Synodalen erachtete, „daß solches ohn Argernis der Kirchen nicht würde geschehen können“, und es unterblieb.

Die Fragen nach der Lehre und den Ceremonien wurden der Art behandelt, daß der Superintendent zwei Pastoren ernannte, die ein Colloquium zu halten hatten. Es traten keine wesentlichen Differenzen zu Tage. Es heißt wohl gelegentlich: „Cum Dn. Pastor haereret, ipse Dn. Superintendens solvit et Auditorio satisfacit.“ —

Die Synode gab Veranlassung zu weiteren Visitationen, die besonders 1661—62 gehalten wurden. Die Sammlung zum Ganzen ist ihr beabsichtigter und erreichter Hauptzweck gewesen.

„Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche, mehr  
des Mächtigen Beute zu werden.“

Denn sehr nachdrücklich hatten die Pastoren es an das Licht gezogen, wie der Adel versuchte, auch in den kirchlichen Fragen seine Laune zum Gesetz zu machen und besonders in den Ceremonien sich eine Ausnahmestellung zu schaffen, damit er auch hier vor dem gemeinen Haufen bevorrechtigt erschiene. „Sie bitten sämmtlich, daß beyde, Adel und Unadel, an die Kirchen-Ordnung möchten gebunden sehn, und solches dem publico mandato, so auff allen Ranzeln muge abgelesen werden, mit zu inserieren.“ Das Ohr und Herz des Fürsten stand offen. Und wenn es ihm auch nicht gelang, überall die schreienden Mißstände abzuschaffen, so war doch der Mut der Seinen gehoben, denn er wollte offenbar ein getreuer Mitkämpfer sein.

Diözesansynoden finden noch ferner statt gemäß der Kirchenordnung, so z. B. diejenige in Plau, d. Nov. 1682, von Schluckmann berufen, welche in den Pfarrschriften mehrfach erwähnt wird.

Wenn eines Pastors lüderliches Leben seinen Amtsbrüdern bekannt geworden war, so wurde es hier zu Tage gebracht. 1667 wurde auf einer Synode zu Malchin der oben erwähnte Pastor Bergmann in Fahrenholtz suspendiert wegen Ehebruchs, Trunk und Schlägerei, und der Fürst bestätigte die Amtsentsetzung. 1665 wurde Samuel Adelsheid in Plau gleichfalls wegen Ehebruchs abgesetzt. —

Zuweilen waltete allerdings sehr große Nachsicht. So erscheint es unbegreiflich, daß, als der Senior Heidemann zur Anzeige brachte, daß der Pastor Molli in Goldberg sich in eine Dirne verliebt hätte und etliche andere Pastoren um Trauung gebeten, diese solche verweigert, weil seine Frau noch (von ihm wohl getrennt) lebte, worauf er die Dirne in seinem Wagen holen lassen, auch ein Hochzeitsmahl zubereitet habe, um sie sich selbst anzutrauen, der betreffende Molli dennoch im Amte blieb.

Im Allgemeinen aber gewinnt man aus den Pfarrschriften den Eindruck, daß in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege willenskräftige, durch Entbehrung gestählte, fleißige, ehrliche und nicht ungelehrte Pastoren im Amte sind. Die oben erwähnten Fälle müssen als Ausnahmen angesehen werden, sind nur gleichsam beiläufig zu erwähnen und dürfen unser Urtheil über die Gesamtheit nicht beeinflussen. Im Gegentheil müssen wir sagen, daß es sehr zu verwundern ist, daß sich solche Fälle nicht häufiger zeigten. Die Wege, die jemand durchlaufen mußte, bevor er ins Amt kam, waren oft sehr schwierige und in Folge dessen die Bildung lückenhaft. Der Nachwuchs für das Pfarramt ging meistens aus den Pfarrhäusern hervor. Die Eltern waren vielleicht im Kriege erlegen, als der Sohn noch sehr jung war, und dann konnte es geschehen, daß der Knabe lange auf den Landstraßen lag, bevor er Verwandte oder Bekannte seiner Eltern erreichte und bei ihnen Zuflucht fand. Unterrichtet wurde er meistens zuerst durch seinen Pflegevater selbst, fortwährend fanden Unterbrechungen statt durch neue Nöthe, feindliche Heere und dergleichen. Mir ist ein Fall bekannt, in dem ein Knabe, bevor er auf das Gymnasium kam, fünfmal die Stellen wechselte, vom Vater, Großvater, drei Studenten nacheinander, einem Präpositus und endlich von Lehrern einer Stadtschule unterrichtet wurde, auf dem Gymnasium ging es ihm erst recht kümmerlich, ihn hungerte oft und er wurde nur durch Freitische erhalten. — Einem kräftigen Jünglinge stellten die Werber nach, mancher ließ, ermüdet durch die Entbehrungen der Studienjahre, seinen Beruf fallen und ging freiwillig unter die Soldaten, mancher floh vor dem ziehenden Heere her von Universität zu Universität, denn wenn die Stadt, welche die Hochschule hegte, nicht genügend befestigt war, konnte sie keinem Heerhaufen, nicht einmal einer Streifschaar gegenüber genügenden Schutz gewähren. Kaum daß der Student das Triennium absolviert hatte, so verließ er, durch die Noth gedrängt, die Universität und suchte nun meistens als Hauslehrer sein Unterkommen, bis sich ihm eine Pfarre darbot. Der größte Theil kam schon sehr jung ins Amt, weil Mangel an Pastoren aller Orten war; die Gunst des adligen Herrn oder dessen Empfehlung verschaffte ihm die Präsentation, der Superintendent examinierte, ordinierte und introducierte mit möglichster Eile, der Landpastor war fertig; es war nicht selten, daß er erst im Anfang der Zwanziger stand; ein Fall ist mir bekannt, daß ein neunzehnjähriger Mensch ein Pfarramt übernahm. Aber es kam auch oft vor, daß jemand wunderliche Kreuz- und Querzüge durchmachte, ehe er in den Hafen der Landpfarre einlief. Einer wurde unterrichtet in Magdeburg, Quedlinburg, Uchersleben und Torgau, studierte zu Wittenberg und Halle, war als Hauslehrer in

Lehden in Holland, ging mit dem französischen Gouverneur nach Mauritius, dann zurück nach England, auf die englische Flotte unter Admiral Norris, mit ihr nach Norwegen, Dänemark, Schweden, Reval, Danzig, kam später auf Fahrten durch England, über Calais nach Holland, und als sich dort kein Fortkommen finden wollte, über Magdeburg, Wittenberg, Hamburg durch Holstein nach Kopenhagen, wiederum mit einem Schiff nach England, Holland und Friesland und Lübeck, endlich als Hauslehrer ins Mecklenburgische und von dieser Stelle ins Pfarramt (1713—1732). Ein anderer zog von der Universität als Informator nach Frankreich und weiter herum, so daß er bei seiner großen Begabung schließlich Französisch, Italienisch und Spanisch so beherrschte, daß er wohl darin predigen konnte. Dann wurde er Privatsekretär des Grafen von Königsmark, trat als Auditeur in schwedische Dienste in Bremen, verheiratete sich mit einer Witwe, kapitulierte als Leutnant, gab seine Stelle auf und lebte eine Zeit lang von den Mitteln seiner Frau in Rostock. Durch Fürsprache wurde er Bürgermeister und Kirchenökonomus in Sternberg. Bei einem ansehnlichen Leichenbegängnisse hatte er Gelegenheit zu reden, fiel durch seine Vortragsweise auf und beschloß nun auf vieles Zureden, Pastor zu werden. Um aber den richtigen Übergang anzubahnen, gab er seine Stellung als Bürgermeister der Stadt auf und wurde dort Rektor, nach einem Jahre saß er auf einer Landpfarre. (Im Anhang IV wird die Selbstbiographie eines Pastors gebracht, dessen Lebenslauf nicht so bewegt ist). Selbstverständlich gehören die seltsamen und abenteuerlichen Lebensläufe zu den Ausnahmen, aber es beherrschte wenigstens die Studenten ein großer Wandertrieb, sie gingen von Königsberg nach Leipzig oder von Rostock nach Tübingen, zu Ross oder (meistens) zu Fuß, wehrhaft gegen Wegelagerer, oft unter schwersten Entbehrungen. Auf diesen Wegen lernten sie die Bedeutung des Hochdeutschen kennen und trugen direkt oder indirekt zu der Verdrängung der Volkssprache von den Kanzeln bei. Die prächtige plattdeutsche Predigt schallte nicht so häufig mehr durch die Kirchen. Nur einzelne zähe Naturen, die wußten, daß der Pastor in des Volkes Redeweise am besten verstanden würde, ließen sich durch alle Befehle der kirchlichen Behörde nicht beirren. Der alte, treue Johann Wichmann zu Zapel predigte noch 1737: „Segt mi, wat schall denn dor heruttamen, Kinner? Will ji denn dat ümmer so foort driven? So vül weet ik: ganz ävle Lüde sikh ji nich; Goods is an ju, ji wullt ju ümmer bekeern, äverst da laet jit van enen Dag to'n annern good sijn, un all ju good Will löpt up nicks herut. Hört dat Enn davon an. Ji hevt doch up jugen Acker Haddik (Hederich), den ji nich girn unner jug Korn lihd, da sit äverst ummer insinnit; wat do Ji nu dormit, wenn de Haarvst kümt? Dor schick Ji jug Knecht un Mätens upt Feld un lat all dat Untüg tosamem harken; un went näverst den Acker up een Hupen ligt, nich woher, denn meh'm Zit Führ un steekt an. Süh, de leev Gott hett upp sienen Acker of Haddik, den litt he nich geern dorup, wil he ein finen goden Weiten vedarvot. Un löw Ji denn, dat he keen so god Huswirth is as Ji, dat he den Haddik mit samt den Weiten inföhren schüll? D wenn dei Haarvst kümt, dat is de jüngst Dag,

denn schickt hei sin Huslied, dat sünd de hilligen Engel, upt Feld, un lett he of all dat Untüg von Haddif näverst sienen Acker in'n Eck tosamfegen, dat is de Höll, un dor verbrennt he'n denn of mit ewigen Fähr. Süh, so is de Höll vull Haddif. Dor heet et: Hadd if fram west! Hadd if den ollen Pasturn hört! Hadd if Bader un Moder in Ehren holln! Hadd if mi hübsch mit min Navers vedragen! Hadd if nich immer flökt, sopen, de Lüüd vedragen! Hadd if ditt nich, hadd if datt nich! Averst dor is den de Gnadentid verbi; dat Lamenteeren kümt to lat. Gott lat den Haddif verbrenn mit'n ewigen Fähr.“

So noch der alte Wichmann, der vielleicht, wenn wir seine Studienzeit abrechnen, in seinem Leben kein Wort hochdeutsch gesprochen hat. \*) Sollte ein solcher Mann auf fürstlichen Befehl seine Kirchenrechnungen und Bücher, die der Superintendent nachzusehen Befehl hatte, hochdeutsch führen, so kam wohl eine wunderliche Schreibart zu Tage. Und erst recht wie Karrikatur erscheint es, wenn ein niederdeutscher, lutherischer Pastor anfang zu geistreicheln, um seine Zuhörer zu fesseln. Es sind uns Predigten dieser Art auch erhalten, ich brauche nur einige Titel hierher zu setzen: Perpetuum mobile, ein nimmer stiller Herzenserwecker. — Eine Leichpredigt vom blauen Dunst der Welt. — Geistliche Kühlung und Beschattung gottseliger Witwen. — Geistliches Wischtüchlein oder Trostgründe für Absterben der Kinder.“ Dieses Wesen entsprach nicht der niedersächsischen, kernigen Natur, die streitgerüstet nach allen Seiten zu kämpfen bereit war, nicht minder gegen das kohlschwarze Papsttum und den römischen Beelzebub, als gegen die Pietisten, Enthusiasten, Chiliasten, Irrgläubige, Religionsmischer, Indifferentisten und Novatoren. Und wenn der Landpastor auf seiner entlegenen Pfarre nichts erfuhr von dem Streite der Gelehrten und der Unversitäten, so drang doch auch die Neuerungsjucht der Welt vielfach in seine Gemeinde vor, und seine Besorgnis, daß am Ende der Teufel hier seine besonders heimlichen Wege habe, um in seine Herde einzubrechen, ließ ihn alsbald von der Kanzel heftigen Protest gegen das anstößige Unwesen erheben. Daß die gnädige Frau vom eingepfarrten Gute eines Sonntags mit einer Fontange in der Kirche erschien (1693), war ihm so bedenklich, daß er flugs bereit war, dagegen eine Predigt zu tun. Aus der Fontange sah ihm der Hochmut oder die schändliche Neugierigkeit, Leichtsinigkeit, vielleicht gar Frechheit, andere in unkeusche Liebe gegen sich zu verlocken, heraus. Oder (1653) er trug der theologischen Fakultät in besorgtem Gewissen vor, „wasmaßen etliche vom Adel darüber, daß er sie wegen ihrer unter der Kommunion bei öffentlichem Gebete, Nennung der heiligen Dreifaltigkeit und des Namens Jesu auf dem Haupte behaltenen und nicht eins gerührten also geauannten Puttmützchen (schwarze Käppchen für einen Kahlkopf) öffentlich taxieret und gestrafet, sich hoch offendieret und beschweret gefunden und desfalls ihm in den benachbarten Kirchen hinfüro zu predigen und den Gottesdienst zu verrichten nicht gestatten wollen.“ —

\*) Der Pastor Georg Niehenf † 1714 war der letzte, der in Rostock missingsch predigte.

Mit Entsetzen sah er das unauffhaltsame Eindringen der Perücken und donnerte gegen ihre Träger: „Ihre Köpfe sind gleich den Eulen, weil sie mit Perücken oder fremdden, weiß nicht wessen Haaren sich behängen und auch ihre Stirn nach Art derer, die vormaln irer Übelthaten halber Brandmale hatten, also bedecken, verhüllen und verbergen, daß, wenn ein Kindt in einem Walde sie ersehen solte, erschüttern würde und meynen, es sähe Räuber und Mörder.“ Der Pastor zu Ruppentin schrieb, erregt durch die Modenarrheiten, seinen Namode Teuffel oder Gewissensfragen von der heutigen Tracht und Kleiderpracht 1682 und erörterte, ob Weibsbilder sich überhaupt schmücken dürften, um dem Mannsvolke zu gefallen, ob eine Mannsperson Bart und lange Haare tragen möge, und was vom Pudern, Schminken, Schlepptragen, Schönpflästerchen legen ein Christ zu halten habe.

Solche Erwägungen der Landpastoren zeigen uns nicht immer eine Verirrung von dem rechten Gebiete der Amtsführung. In unserer Zeit übernehmen sofort die Zeitungen und Wigblätter den Kampf gegen Modenarrheiten, in jener Zeit, in der die Mode ungeheuerliche Dinge aus Frankreich herüberbrachte, gab es keine andere Möglichkeit, die öffentliche Meinung dagegen wachzurufen, als allein durch die Predigt oder gelegentliche Flugschriften. Daß man überall den Satan zu spüren glaubte, wird nach dem Vorbilde von Luther verständlich sein. Die eifrigsten Landpastoren gingen den Spuren des Höllenfürsten in alle Winkel nach, mit geheimen Grausen, aber mit großer Selbstbezwungung. Und wie einst im Altertum bei sinkendem römischen Wesen gerade die besten und tüchtigsten Kaiser die erbarmungslosesten Christenverfolger waren, so waren die besten und treuesten Pastoren in vorliegendem Zeitabschnitt die härtesten Gegner des Hexens.

An dem Beharren in den die Entwicklung des Volkes hemmenden Irrthümern erkennen wir, daß der Landpastor uns nicht die Kraft zeigt, die berufen ist, das Volk neue Bahnen zu führen. Er überragte an Bildung seinen Gutsherrn und dessen Bauern bedeutend, aber er gewann diese Bildung nur einseitig durch seine Wissenschaft, indem sein Sinn für die sonstigen geistigen Fortschritte auf andern Gebieten verschlossen war, und selbst seine Weise des Studiums der Theologie, in der er sich durch hartnäckiges Streiten für seine Anschauungen fortbildete, hielt ihn in seiner Einseitigkeit fest und machte ihn schroff und hart für Andersdenkende. Es kam die Zeit, wo die Predigt als die größte öffentliche Macht allmählich abgelöst wurde durch die Presse, der Landpastor verlor den Einfluß auf das öffentliche Leben, indem er ihn um so mehr auf das Gemüt und die Seelen seiner Zuhörer gewann. Sicherlich aber war er in dem hier besprochenen Zeitabschnitt die Hauptkraft, die das Volk aus seiner Zerstreuung wieder sammelte und aufrichtete und stützte. Verirrte er bei seinem mühseligen Werke sich oft zur Strenge und Herrschaft, so bewahrte er sich doch die besten deutschen Tugenden des Mutes, der Treue und der Willigkeit zur Selbstaufopferung. Indem er durch sein Beispiel sie mitten in das Volk hineinstellte, erzog er es am sichersten zur Nachfolge. Der Bauer erkannte es nicht, daß sein Pastor, der auf den verödeten Dörfern bei oft vertierten Menschen unter Entbehrungen schlimmster Art aushielt,

tagtäglich unerhörte Opfer brachte, aber selbst wenn der Bauer durch den Stab Wehe, den der Pastor kräftig gegen ihn führte, ein erbitterter und tückischer Gegner seines Seelsorgers wurde, so konnte er sich auf die Dauer der geistigen Überlegenheit und sittlichen Beeinflussung nicht entziehen; der Pastor wanderte seinen Weg unbeirrt weiter und erlangte einen Sieg nach dem andern, indem er für sein Märtyrertum sich entschädigte durch den zuversichtlichen Blick auf die in der Ferne winkende Krone des Lebens.

---

## Anhang I.

### Nachrichten über Leiden der Pastoren im großen Kriege.

Belitz Anno Salutis 1638 den 12. May Actum Rostochii, zu gedenken.

Da in diesen betrübten Kriegszeiten ein sehr kläglicher und erbärmlicher Zustand in allen Stenden eingerissen, das auch (leider) Anno 1637 am 12. Sonntag n. Trin. unsere Kirche zu Belitz von den tyrannischen Kriege=Soldaten überfallen, da sie sich nicht als Menschen, sondern als lebendige Teufel haufensweise verhalten. Sie haben weder die Kirche, die Jedem als mein Haus, und keines Hauses verschonet, darinn gefallen und alles weggeraubt, sie haben mit starken Axen und Schmiedehamern unsere Kerckthüren, so verschloßen, zerhawen und eröffnet. Die Thüren für der Gerbekammer wahr von starken Bretern so starck und feste, konten dieselben so halbe nicht eröffnen; So haben die Tyrannen die Mauer, daran der eiserne Riegel, für der Thüren entzway gehawen, den eisern Riegel auß der Mauer gebrochen, vnd also mit gewalt die Thüren aufgebrochen.

Dornach haben Sie den hölzern Kumb, welcher sehr woll mit vielen starken eisern dauben verwehret vnd drey starcke große Schlößer dafür gelegen, auch nicht so bald zu eröffnen, vnd etliche stunte mit wüten vnd toben daran mit großen Eysen und andre Schmiedehemmern gehawen, bis daß Sie für reste kaum ein Loch darin gehawen und alles, was in dem kumb an Kelchen und Gelde vorhanden und von uns mit allem fleiß gesamlet und verwahret, gestohlen und darmit hinweg geführt, haben die Tomos Lutheri und alle andern Bücher der Kirchen und auch alle meine Bücher hinweg mit geführt. Meine Predigten und Dispositiones einestheils verbrandt, einstheils in den Mist den Pferden unterworfen und mit Füßen getreten, Sie haben auch die Totengreber eröffnet in der Kirche, ja die Kirche an allen Orten durchgraben.

Summa Ich kann das Wüten und Tyrannisiren nicht alle erzählen.

Endlich nahmen mich die Tyrannen gefänglich und haben mich zwey tage gepeiniget, sehr unbarmherzlich mit mir umgangen, Ich sollte sagen, wo ich und die Kirche mehr gelde vergraben hätten, das ich endlich wie auch alle Brawren ins Exilium vertrieben. Die Vorsteher dray sein alle im Exilio gestorben, vnd ich nur allein übrig bin, der den Zustand der Kirchen zu Belitz wisse, So weiß ich auch nicht, wie lange mich Gott wirt

leben lassen, So will ich noch bey meinem leben kundt und beandt thunen vnd kurze verzeichniß bringen, waß unsere Kirche für Geld bay andern Leuten auff ihre Ansuchen auff Zinse der Kirche zum besten, auf befehlich vom Superintendenten außgethan hatt, welche Gelder nach meinem Abscheiden also sollen eingemahnet werden.“

Es folgen nun die Schuldner, welche schon in 4—10 Jahren nichts gegeben haben (6<sup>o</sup>/o) z. B. Dr. Lucas Backmeister, Superintendent, hat 100 Thlr. in vorgefallenen Rötthen empfangen, hat in 6 Jahren keine Zinsen gegeben.

Doktor Johann von Hilden (?) damals in Güstrow, ist Zinsen schuldig von 10 Jahren. Laurentius Garlipp, Pastor zu Upal, von 6 Jahren. Die Stadt Gnoien von 4 Jahren . . . trotz fleißiger Mahnung.

So schreibt gewissenhaft vor seinem Lebensende Pastor Stephanus Schröder; was er erwartete, trat ein, er ist bald hernach gestorben, wohl in Folge der großen Martern, welche er ausgehalten.

**Boddin:** Christoph Springborn, 1618 berufen, überlebt den Krieg und erzählt 1647 bei Gelegenheit einer Visitation, daß in Boddin 3 Glocken gewesen, wovon die Marktender und Juden (!) zwo weggeführt. Eine kleine Glocke ist von zwei Baronen aus der Kirche nach Rostock zu verkaufen gebracht, ist dort aber angehalten worden baym Rath, daß sie auf der Schreiberei festgesetzt ist. — In der Döblicher Kapelle war auch eine Glocke, welche Melchior Bierack an den Glockengießer zu Rostock verkaufte. In diesem erbärmlichen Kriege ist dem Pastor all das Seine abgenommen (allhie in 7 Jahren hat er alle Intraden und Hebungen entbehren müssen), sein Eigentum verzehrt, mit Schulden beladen, von Gläubigern bedrückt. Aus Mangel an Zugvieh kann er nicht haken und pflügen, Dienstboten sind nicht zu haben. Und wenn man nicht Anstalten trifft, ihm seine aufgelaufene Besoldung zu verschaffen, so kann er sich nicht länger halten.

**Tützen:** Der Pastor Joachim Striegel verließ 1638 seine Pfarre, weil kein lebender Mensch allda verblieben war, er wurde Feldprediger bei dem König von Dänemark, im Oberst Buchwaldischen Regiment, lange Zeit stand die Pfarre verödet da, bis 1650 Striegel wieder erschien und um Wiederanstellung bat. Damals stand Tützen und das benachbarte Borgfeld noch ganz leer. Striegel brachte vielbeneidete Mittel mit, nämlich 4 Ochsen und 4 Kühe, ging jedoch ein Jahr darauf nach Dänemark zurück, weil seine Frau ihm nicht in den wüsten Ort folgen wollte. Man vereinigte die Pfarre mit Fahrenholz.

**Cammin bei Laage:** Der Pastor Elias Senstius hatte in seiner Gemeinde 1631 die Pest, 1637 mußte er mit dem Reste nach Rostock fliehen, „da man wegen des Kriegeßwesens auf dem Lande nicht seyn noch sich aufhalten konnte.“ In Rostock hielt er Gottesdienst mit seiner Gemeinde am 1. und 14. November und am 6. und am 25. December, dann starb er, und es folgte ihm sein Sohn Andreas Senstius 1640.

**Klenow (bei Ludwigslust):** Der Pastor Joachim Schröder, welcher den Krieg überlebte, schreibt: „Hierbay ist herum zu observiren, umbständlich zu berichten und zu wissen, daß in den jezigen trübseligen und



angsthaftigen Zeiten, da das hochschädliches und gefährliches Landverderbendes und Kirchen verwüstendes Kriegswesen eingerissen und continuiret hat, und der nidescens mars und insatiabilis terribilis mors dominiret und abscheulich grassiret haben und die Kaiserliche Armee 3 mal, wie auch die Schwedische Armee 3 mal dieses Land und sonderlich diesen Ort attingiret, hindurch gegangen und in totum effective logiret haben, der General Baner und Torstenson mit der Schwedischen Armee und der General Wallenstein und Gallas mit der Kaiserlichen Armee dieses Land occupiret die Kirchzinsen und Dörfer ins Stocken gerathen und in retardat geblieben, daß kein Borrath hat können colligiret und reserviret werden. Zumal die Leute sehr torquiret und gezeißelt, wie jedwedem bekannt und die Experientia mehr als gut ist, contestiret, daß die Leute darüber verlaufen müssen, auch mehrentheils weggestorben und also die Kirchzinsen Pächte nicht ausgegeben werden können. Ja es sein fast alle Kirchen in kleineren Städten und sonderlich auf den Dörfern zerbrochen, spoliirt und jämmerlich ruinirt worden, daß es zu erbarmen und zu beklagen. Wie denn auch diese Kleinowische Kirche, da sie zum andern mal von den Schwedischen und Kaiserlichen gebrochen, spoliirt und verwüstet und alles Kirchen Ornat daraus hinweg geraubt worden, als die Messkleider, ein messingens Taufbecken u. s. w. (folgen die Sachen) was in der Kirche vergraben, vermauert und verborgen gewesen, herausgesuchet und eröffnet. Man hat die Todtengräber und darinnen niedergesezte Leichen nicht verschonet, die Särge, wie der jezige Augenschein annoch klärlich ausweist und bezeuget, in der Sunker von Kleinowen Begräbniß aufgeschlagen, ein zinnern Sarg, darinnen selig. Sunker Detlof Kleinow gelegen, ganz weg genommen und also mit desolation gehauset, daß es zu beklagen und nichts darinnen geblieben . . . . . die Kirche hat wüste gestanden, daß kein Gottesdienst hat verichtet werden können, weil die eingepfarrten Dörfer verwüstet, theils abgebrannt, die Leute daraus verjaget, auch wegen Hungersnoth verschmachtet und umgekommen und die wenigen, so sich noch mit großer Gefahr salviren müssen, in Lübeck, Hamburg und Holstein, sich aufgehalten. Den einen Kirchenvorsteher Ties Ziten, bei welchem die Kirchenschlüssel in Verwahrung gewesen, welcher war ein frommer Mann, haben die gottvergeffenen Reiter mit Gewalt aus dem Hause hinweg gerissen, ins Holz geführet und all dar erbärmlich und gräulich geschlagen und torquiret, daß er ihnen Vieh und andere verborgene Sachen, wo die Bauern ihren Borrath ins Morast versteckt hatten, nachweisen und zeigen sollte; weil aber der gute Mann ihnen nichts zeigen noch schaffen können, so haben sie ihn im Holze erschossen. Etliche Tage hernach ist er von einem andern Bauern Namens Heinrich Tieden wieder gefunden (da ihn die Füchse angefressen und halb verzehret) und in die Erde verscharrt worden. Derowegen in solchen betrübten und elenden Zeit, wegen desolation und devastation und verjagung der armen Leute die restirenden Zinsen nicht einkommen noch Borrath colligiret werden können.

**Malchow:** Rudolf von Ancum, 1620 nach Malchow berufen, „hat bay der damahligen schwehren Krieges-Zeit viel außgestanden. Insonderheit,

wie bay dem feindlichen Einfall hieselbst, die meisten Einwohner aus der Stadt geflüchtet, Er aber nebst etlichen wenigen zurück geblieben und von den Kayserlichen Soldaten außs gräulichst gequälet, in dem ihm ein sogenannter Schwedischer Truncẽ eingegeben, dadurch er dermaßen entkräftet, daß er ein beständiger Valetudinarius geworden, und des folgenden Jahres an der Pest gestorben. Ihm folgte Jakob Ansehl 1638. Hat anfangs bay den trübseligen Zeiten das Amt alleine nicht nur hier, sondern auch in der ganzen Gegend verwalten müssen, dabay er öfters vieler Gefährlichkeit unterworfen gewesen.

**Mestlin:** Der damalige Prediger Bartholomaeus Simonis flüchtete 1638 nach Parchim, woselbst er an der Pest starb. Seine Leiche wurde von seinem Freund und Vetter Martin Rohde, Prediger in Grebbin, mittelst eines Ochsenfuhrwerkes heraus geholt und zu Grebbin ehrlich begraben. Nach seinem Tode war 6 Jahre lang kein Pastor in Mestlin.

**Melz:** Laurentius Kassubius erlebte, nachdem er 30 Jahre Pastor gewesen, die traurige Zeit 1638. Er flüchtete mit dem Reste seiner Gemeinde und Familie nach Kübel, verwaltete an Stelle der dort an der Pest verstorbenen Geistlichen die Gottesdienste und soll an einem Sonntage, nachdem er noch soeben den Segen vom Altare gesprochen, daselbst todt hin gefallen sein.

**Kübel:** Daniel von Ankum, war 7 Jahre Pastor und starb 1638 an der Pest. Sein Nachfolger Heinrich Burmester starb daselbst noch in demselben Jahre an der Pest.

**Serrahn:** In der betrübten Kriegszeit 1637 wurde alles auf der Pfarre zerschlagen und zerhauen und ruiniert. Weil aber kein Mensch Tag und Nacht sicher sein konnte, so machte sich der Pastor Dambeck auf die Lieps (Insel im Krakower See) und hielt daselbst an Sonntagen und Aposteltagen Gottesdienst, ohne von Besuch der Kriegsleute frei zu sein. Dann begab er sich nach Krakow, hielt jedoch fast alle Sonntage in Serrahn Abendmahl (Er war also einer der wenigen Pastoren, die nicht mitten in ihrer Gemeinde aushielten). Als Rittmeister Tillfinger aus Krakow weg kam, zog der Pastor wieder auf die Lieps und am Mittwoch vor Weihnachten 1638 nach Güstrow, von wo er auf Begehren nach Serrahn zur Communion kam. In Güstrow grassierte die Pest. (Der Pastor von Grubenhagen starb dort an der Pest). — 1638 kam der Pastor mit Weib und Kind etwa um Pfingsten zurück nach Serrahn, wurde außs neue ausgeplündert und lebte in Elend und Gefahr. — Übrigens überlebte er den Krieg und starb 1662.

**Dobbin:** Pastor Duncker, „ein feiner begabter junger Geselle“ schreibt an den Fürsten, daß er mit Weib, Schwiegermutter und 4 Kindern von seiner Pfarre nackt und bloß mit Hinterlassung aller seiner Habe und Güter ins Exilium verjagt sei. „Da ich denn wie ich allhie in Güstrow mit elenden und zerrissenen Kleider, ja auch mit Urlaub zu melden, wohl gar barfuß ohne einigen Heller und Pfennig bin angelangt, von verschiedenem Bartholomaeustage (24. Aug.) her bis auf diese Zeit (24. April 1638) von christlichen, frommen und mildthätigen Leuten sammt den Meinigen

bin aufgenommen, gespeist, gekleidet worden.“ Er hofft vergeblich, daß jeder wieder zu seiner Stellung komme, der Zustand sei je länger je ärger geworden, bis endlich die Mittel zu leben gar sind abgeschnitten worden. Der Acker in Dobbin bleibt unbebaut, die Häuser sind verwüstet, die Bücher verbrannt, die Gemeinde zertrennt und jämmerlich gestorben, „also daß ich in meinem Kirchspiel nicht mehr denn 6 wohnhaftige Bauersleute von den 14 Bauern im Jahre 1625 übrig habe, die auch doch daheim und zur Stelle nicht bleiben können, sondern in dem Städtlein Krakow kümmerlich ihren Aufenthalt haben, da sie denn mit Gottes Wort und dem hlg. Abendmahl nach Nothdurfft unterrichtet und berichtet werden. So sieht man auch noch wenig Hoffnung auf Besserung und läßt sich ansehen, daß der Hunger und die Beschwerung immer größer und die übrigen Leute gar dahin sterben. In Ansehung dessen habe ich für nothwendig und rathsam zu sein erachtet, sammt guter christlicher Gesellschaft mich in andere Lande eine Weile zu begeben und soviel möglich meinen Aufenthalt zu suchen“. — Vielleicht zog er mit andern zusammen, aus, um Gaben zu sammeln. Der Fürst beurlaubte ihn. Später kehrte er zurück und war Pastor in Krakow.

**Sternberg:** Nach Sternberg kam die Pest, und beide Prediger starben daran. In dreiviertel Jahren wohnte in Sternberg kein Mensch; die Kirche wurde geplündert, der Bürgermeister Joachim Schröder jämmerlich ermordet. Allmählich fanden sich die Leute wieder, und es wurde ein Pastor aus dem Lüneburgischen, Joachim Sudabe 1640 wieder eingesetzt.

**Suckow:** Pastor Christian Werner lebte von 1626—1638 daselbst, der Krieg verheerte alles, und die Pest rieb das Übrige völlig auf. „Weil auch hiesiger Ort dergleichen Schicksal erlebt, so hat er sich, weil kein Zuhörer mehr hier gewesen, nach Parchim begeben wollen, ist unterwegs aber an der Pest gestorben 1638, soll dann abends wieder hierher gebracht sein und in der Stille auf dem Kirchhofe beerdigt sein. Hierauf ist weder Priester noch Bauer in Suckow gewesen. Aus Holstein sind hernach viele gekommen, welche wieder aufgebaut, die Gemeinde aber ist ins zwölfte Jahr ganz wüste gewesen und haben keinen Prediger gehabt“.

**Warin:** 1639 starb der Pastor, es folgt in demselben Jahre Johann Robert im Amt, die Entbehrungen sind so groß, daß er nach 2 Jahren stirbt. Nach 5 Jahren kommt ein anderer Pastor.

**Westenbrügge:** Die Juraten berichten, daß 1624 der Pastor David Meisnerus nach Stockholm in Schweden berufen, dessen Successor Johannes Schröder bald innerhalb dreier Jahre zeitlichen Todes seliglich verblieben, die Stelle drei Jahre lang unbesetzt geblieben. 1637 fliehen alle wieder wegen des Krieges.

**Hanstorf bei Parkentin.** Acht Tage vor Jacobi 1627 kamen die Kaiserlichen, 6000 Mann stark, unter von Arnim, plünderten alles. Die Leute flohen nach Rostock. 1628 war die Pest in Hanstorf und Gorow, es starben über 100 Menschen, auch der Küster mit Weib und Kind. Sie war in allen Häusern des Dorfes, auch im Pfarrkaten, doch nicht im Pfarrhause. Der Schäfer zu Gorow starb mit all den Seinen, auch der

Schäfer zu Hanstorf mit Frau und Kind. 1637 nahmen die Kaiserlichen alles Vieh weg, die Leute wagten wegen des Krieges nicht, über das Feld zu gehen. Am 1. Weihnachtstage 1637 wurden sie in der Kirche von den Kaiserlichen überfallen, welche allerhand insolentien darin verübten, etliche Knechte mit Gewalt aus der Kirche fortnahmen, einige im Haupt verwundeten. 1638 brachen die Schweden in die Kirche. Der Prediger mußte sich wie ein Kriegsgefangener in Rostock aufhalten, und weil daselbst hitzige Krankheiten und das Fleckenfieber, an welchem Pastor 12 Wochen lang tödtlich erkrankte, heftig grassirten, starben gar viele, aus dem Kirchspiel Hanstorf mehr als 100 Menschen.

**Buchow.** Der Prediger Bernhard Calander ist 1637 mit all den Seinigen gestorben, die Kirche ist völlig verwüstet, die eingepfarrten Gutsböfe sind geplündert und zerstört, die Herrn sind in die Städte geflohen und zum Theil daselbst gestorben; die Untertanen kamen durch Hunger, Schwert und Pestilenz um, so daß nicht der zehnte Theil übrig blieb. Zehn Jahre lang lag alles wüste. Der Rest, der aus seinen verborgenen Löchern gleichsam wieder herausgetrochen, hielt sich nach Woserin zur Kirche, „woselbst der Prediger Hr. Warnerus Caloander, gleich als ein Brand noch aus dem Feuer gerissen und beym Leben blieben ist, welches nicht vielen auff dem Lande widerfahren ist“.

## Anhang II.

### Nachrichten über den Pfarrantritt nach dem großen Kriege.

**Belitz:** In Nomine Jesu Amen. Zu wissen, daß nachdem ich, Joh. Joachimus Duncker, Anno 1640 drey wochen nach Ostern allhie zu Belitz in meinen Pfarrdienst getreten, ich anders nicht als eine grausame wüsten gefunden, da kein mensch mehr gewonet, ausgenommen eine Dirne, die sich noch bisweilen im Dorffe sehen lassen, vndt sindt weder Ucker noch garten begatet gewesen. Die Kirche belangend ist zwar noch schloßfertig gewesen, aber sonst alles herausgeraubet, was der Kirchen gehöret hat, ist auch das Dach sehr hawfällig.

Das Pfarrhauß sampt andern Zimmern ist gar vbel zugerichtet gewesen, das weder thür noch fenster, weder Stuel noch Bank darin gefunden worden ist, vndt ist nötig gewesen, das man alsbald daran bessere, sonstn sie gar herunterfallen werden in kurzer Zeit. Die Küsterwohnung ist gar abgebrannt.

So sint auch der Pfarrkinder anfenglich so gar wenig gewesen, das man damit fast nichts hat anfangen können zu hawen oder zu machen.

Der liebe Gott wolle es wieder vermehren, und unserm geliebten Vaterlande, sowol auch andern örtern den lieben Frieden wieder geben, vmb seines geliebten Sohnes willen. Was demnach das Kirchenwesen allhie für einen beschwerlichen angefang gehabt und wie schwer es dem geworden, der solches hat beginnen sollen, kann ein jeder vernünftige Mensch leicht ermeßen u. s. w.“ Im Jahr 1640 hat der Pastor fast umsonst dienen müssen, nur daß der alte Kettenburg ihm im Testament 6 Scheffel Korn verehret, dazu etliche wenige Bauern 1 Viertel (oder einige) Backbiren. — 1642 bemerkt der Pastor, daß an den Gebäuden etwas geschehen muß, der Fürst muß durchgreifen und die Widerstrebenden zwingen, „sonsten wird es dahin kommen, daß viel Prediger die Bücher werden aus den Händen legen und sich ihrer Hände Arbeit nehren müssen, wie zur zeiten Nehemiä geschehen.“

**Brunow** 1638—1645 war Vakanz gewesen, da wurde der Pastor Hermes dorthin gesandt, als noch in allen eingepfarrten Dörfern wenige Leute waren; der Pfarrhof war über alle Rede wüste. „Am 8. November 1645 bin ich mit meiner Ehefrau hierher angekommen und habe mich hier zu wohnen nieder gelassen, obzgleich noch ein sehr unsicherer Zustand des Krieges halben war und der Superintendent diesen Ort um Unsicherheit willen aciem novaculam pflegte zu nennen. Sofort in der Nacht vom 8. bis auf den 9. Nov. fing es scharf an zu frieren und continuierte der Frost nebst stetigem dichten Schnee bis auf Lichtmeß. Auch in dieser ersten Nacht meines Ankommens fiel nieder das Wohnhaus auf Jürgen Schmidt des Koffeten Stätte, davon fort am folgenden Tage unsere Brunowischen Leute 6 Tuder Holz entzwei gespaltet und mir zum Brennholz ins Haus geführt; das andere und beste Holz aber mußte zur Bauern Partition sein.“

**Hägelow:** Pastor H. Goes † 1621, Johann Wulf † 1623, Johann Goes † 1639. Es starben also 3 Pastoren bald nach einander. Die Gemeinde war insofern weiter noch schwer betroffen, als 1639 die beiden Patrone Hermann Cramon auf Borkow und Ulrich Cramon auf Woserin (ersterer mit Frau) starben. Der Pastor ließ nur ein Töchterlein von 6 Jahren nach, das Pfarrgehöft wurde niedergebrannt, die Gemeinde starb durch Hunger, Pest und Schwert fast aus; der Rest verbarg sich in Löchern allerlei Art, und war ohne Geistlichen, bis 1650 Pastor Rehe wieder berufen wurde, der die Tochter seines Vorgängers heiratete.

**Hölzow** bei Marlow. Der alte Pastor war beim Kriegsruin 1638 nach Kostock geflohen, dort mit seiner Frau gestorben. 1645 kam Henrikus Robbertus, ein Holzsteiner. Er fand bei seiner Ankunft auf der Pfarre „nichts als einen bloßen Brink.“ 1647 fing er an die Wädem zu bauen „mit meiner schweren Arbeit, Fleiß, Mühe, Kosten.“ Der Superintendent sagte später, daß jener seine selbsteignen Handdienste, Fuhrdienste und Fußdienste daran gewandt. Aus seiner eignen Tasche mußte er der vermögenslosen Kirche vorstrecken; seine Wiesen waren mit Buschwerk bewachsen, seine Holzung war von den Bauern verwüstet, der junge Aufschlag durch Schafe verdorben. In seiner Gemeinde waren von 39 Bauern und Koffeten noch 6, zwei Herrnhöfe lagen noch ganz wüste, der Oberstleutnant Kardorff

wohnte in einem Bauernhause. — Beim Bau des Hauses wirtschaftete der Pastor gelegentlich mit der Maurerkelle und brachte allmählich die Wedem zu stande. Aber seinen Unterhalt konnte er bald nicht mehr schaffen, „weil er bei obigem Bau das Seine zugesetzt hat und aus der Gemeinde nichts zu haben ist. Nam ubi non ovicula, ibi neque lana! Wenn er von den Gütern das ihm Zustehende fordert, so setzt er sich großer Verfolgung aus. Das Geld, welches er von den Löhnes erhält, „muß er an Brodkorn und Bierkorn sowie an Dienstboten- und Tagelöhnerlohn, mit denen er alles aus der Heide heraufarbeiten muß“ aufgehen lassen, hat noch Viehschaden „daß bei so bewandten Sachen ich auch mit meinem Weib und sieben theils noch kleinen Kindern fast nichts zu erhalten weiß.“ Der Acker ist wohl aufgebrochen und besäet, aber er gibt nicht das Saatkorn wieder, so daß der Pastor ihn entmutigt in Ruch und Busch liegen läßt. Des Pastors größere Kinder müssen ihm Knecht und Magd sein.

In **Parum bei Güstrow** findet der Pastor bei seiner Ankunft kein Haus, keine Scheune, kein Tor, keinen Zaun, sondern nur noch 4 Balken auf des früheren Hauses Stätte.

**Goldbeee.** 3 Jahre Vakanz trat auf der Pfarre ein, weil Wismar von den Schweden belagert wurde. 1632 auf Jakobi findet die Wiederbesetzung statt durch die Strahlendorfs, denen das Patronat der Pfarre zusteht. Inzwischen ist die Wedem ganz verfallen „auswendig wüste und öde. In dem Musaeo oder Studirstüblein war noch das repositorium. Ein Teil vom Boden indessen war eingefallen, auch der Keller eingefallen und mit Mist zugedempft. Als die Wiederherstellung beginnt, muß der Pastor Faßter die Leute, welche newenst meinen eigen leib- und Handarbeit eß helffen repariren,“ speisen. Er lebte im ersten Jahr von Geschenken seiner beiden Patrone; außer dem Meßkorn von 2 Jahren erhielt er noch 6 Schffl. Roggen, 6 Schffl. Gerste, 2 Schffl. Erbsen, 3 Schffl. rauhen Hafer, 1 Schffl. Buchweizen, dazu an Geld von den beiden adelichen Wittwen noch 14 Rthl. und 36 Mk. Glücklicherweise erbte er von seinem Vater noch 3 Drömt und 12 Schffl. Roggen, aber die Anfuhr von Güstrow bis Goldbeee kostete ihn 18 Gulden. Andere schenkten ihm aus entlegenern Gegenden, wohin er sich also bittend gewandt hat, Korn und Geld. So kam er durch, hatte auch zugesäet, so daß im nächsten Jahr schon gut geerntet wurde. Aber nur wenige Jahre verbrachte er so, da kam 1638 der neue Kriegsturm. Am 6. Januar mußte er mit seiner Gemeinde nach Wismar fliehen; zwei Regimente lagen an 16 Wochen in Goldbeee, alles, Wedem, Kirche, Vieh, die adelichen Höfe, Scheunen und Ställe, Mühlen u. s. w. wurde ruiniert, seine Patrone erlitten selbst so großen Schaden „das sie und die Ihrigen so bald nicht wieder überwinden.“ Aber der Pastor verlor nicht den Mut. Ein Pächter wollte die Gelegenheit benutzen, um seine Verpflichtung zur Ackerhülfe zu bestreiten, aber da kam er schön an. Der Pastor trieb die Sache zähe bis zu einem Gutachten der Fakultät in Rostock. — 1640 wurden die in der Not geretteten Kelsche versetzt, um die Kirche bessern zu lassen; und als alles wieder nach dem Kriege in guten Stand gebracht war, da hatte der Pastor sein Lebenswerk lgetan und legte sich und starb. 1654

kam sein Nachfolger David Otto. Um ihm über den schweren Anfang wegzuhelfen, erhielt er von allen Seiten Geschenke: 1 Seite Speck, 6 Sch. Gerste, 1 Zuchtsau, 1 jähriges Kalb, noch 6 Schffl. Gerste; 1 Drpt. Gerste, 1 Ferkel, noch 1 Schffl. Gerste; 1 Gans, 3 Ferkel, Zuchtlämmer, 1 Borgschwein u. s. w. Da hatte er es gut. Aber im ganzen Lande suchte man wohl die Nachfolge für ein so edles Beispiel vergebens. —

Der Herzog Adolf Friedrich ließ die Fürsorge für die Pastoren sich sehr angelegen sein, stets hatte er für sie ein offenes Ohr und eine offene Hand, und wo zu ihm Klagen kamen, da suchte er, wenn er nicht selbst helfen konnte, anderswo die Mittel zur Hilfe. Seine Arbeit geschah hier mehr im Stillen und gelangte weniger in die Öffentlichkeit. Einer seiner Erlasse auf diesem Gebiete möge hier mitgeteilt werden:

V. G. Gn. Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg u. s. w. Fügen hiemit unsern Beamten zu Grevismühlen, auch unsern unter selbigem Amte gesetzenen sämtl. Lehnlenten, Pensionariis und Verwaltern hiemit gnädig an: Nachdem unß die sämtlichen in vor gedachtem unserm Amte Grevismühlen annoch vorhandenen Priester ihren elenden und kläglichen Zustand beweg- und flehentlich zu erkennen gegeben und dabay geklaget, welcher maßen Ihnen dadurch, daß unsere Beamten und Lehnlente von den wüsten Hüffen Ihnen ihre Gebühr nicht allein in langen Zeiten nicht entrichtet, sondern auch dies Jahr davon nichts reichen lassen wollen, ihre Lebensmittel entzogen und Sie ihr Amt mit Seufftzen zu verrichten gemüßigt würden, und wir solchen ihren wehklagen gerne abgeholfen gesehen, daß wir demnach diese gnädige Anstalt gemacht, daß zwar von vorigen Kriegeß- und Mißwachs-Jahren von den wüsten Hüffen nichts soll gefordert werden, gleich wohl aber von diesen jetzigen und folgenden Jahren den Priestern entweder ihre Gebühr ebenßwol als wenn sie bewohnet wären, soll gereicht oder auch die auff den wüsten Hüffen befindlichen fructus naturales als Obßt, Heuwerbung und weiche Hölzung (jedoch civiliter ohne Zerwüstung der Obßtbäume, auch ohne der Hölzung Zerwüstung) von unsern Beamten und Lehnlenten sollen gelassen werden. Da aber auch auf den wüsten Hüffen keine oder nicht soviel fructus naturales vorhanden, daraus die Priester ihre jährliche Hebung überkommen könnten, soll Ihnen auf den wüßtliegenden Höfften alles zu besäen und derselben so lange zu gebrauchen erlaubt sein, bis unsere Beamten und Lehnlente denenselben entweder wieder besetzen, oder sonst zu gebrauchen und den Priestern hingegen ihre jährliche Gebührnis davon abstatten wollen. Und befehlen hierauff unsern Beamten, sämtlichen Lehnlenten, Pensionariis und Verwaltern besagten Amts, daß sie sich hierinnen unverweißlich bezeigen und sich also verhalten sollen, daß die Priester mit Zug und Recht, daß dieser unserer billigmäßigen Verordnung nicht gebührenden maßen nachgelebt worden, sich nicht zu beklagen haben mögen. Daran wird unser gnädiger auch ernstest Wille und Meinung vollbracht. Datum Schwerin d. 4. October anno 1641. Adolff Friedrich, Herzog zu Mecklenburg. —

In ähnlicher Weise wird z. B. zu **Bruderstorf** dem Pastor ein wüßtes

Bauerngehöft nach fürstlichem Befehl so lange überlassen, bis ihm wegen des Ausfalls an Meßkorn andere Verordnung gemacht wird. —

**Nach Fahrenholz** kam 1658 der Pastor Daniel Bergmann aus Pommern, 29 Jahre alt, er hatte anfänglich 3, oft 4 Pfarren zu versorgen (außer Fahrenholz und Kriesow noch Borgfeld und Tüzen). Einen Küster hatte er nicht, sein Knecht mußte aushelfen. Während der ersten 4 Jahre erhielt der Pastor aus der Gemeinde an Meßkorn  $14\frac{1}{2}$  Schffl., dazu 8 Mettwürste und 4 Stiege Eier. Das war alles. Um zu leben, war er auf seinen Acker angewiesen. Aber die beiden eingepfarrten Pächter rissen allen Wiesenwuchs an sich; das Pfarrhaus bot nur eine Stube, 1 Kammer und 1 kleine Küche.

In **Goldberg** mußte noch 1659 der Pastor Backmeister, nachdem er schon 4 Jahre im Amte gewesen, mit Frau und Kindern und Diensthoten in einer Stube zur Miete wohnen.

**Kirch Rogel:** Bei einer Visitation 1649 stellte sich heraus, daß die dortige Pfarre nicht bestehen konnte, da die Wedem völlig ruiniert war; der Acker mit Tannen, Busch und Heide bewachsen. Man legte sie einstweilen zu der in Lohmen, mit der Verpflichtung für das Kloster Dobbertin, demnächst für Aufrichtung der Pfarre zu sorgen. Denn die Gemeinde, insbesondere die Gutsherrn, wünschten sehnlichst einen eigenen Pastor. Aber das Kloster hatte keine Lust zu Ausgaben, außerdem hatte es die beiden Dörfer Kleisten und Jellen wüste liegen lassen und wollte sie auch nicht wiederherstellen. Als der Besitzer von Suchwitz, Winterfeld, ein heftiger Mann, merkte, daß das Kloster die Pfarre ganz eingehen lassen wollte, fühlte er, ein alter Kriegsheld, sich sehr gekränkt und wollte sich nicht vexieren lassen. Er ritt voll Ungeduld endlich am mittelften Weihnachtstage nach Dobbertin und machte einen gewaltigen Lärm, so daß die Verwaltung des Klosters den Kossatenacker in Rum-Rogel mit beiden Händen zur Aufbesserung der Pfarre hergab. Der erste Prediger Schwarz wurde 1653 berufen. Er konnte aber über die Ackerwüstenei nicht Herr werden, so daß er sie liegen und mit Tannen bewuchern ließ. Er konnte nur aus dem Grunde bleiben, weil er ein ehemaliges Klosterfräulein geheiratet hatte, welches ihm ansehnliche Mittel zubrachte.

Sein Nachfolger Joachim Kossow, der 1675 kam, hatte es um so schwerer, da er gänzlich mittellos ankam. Auch er konnte den ganzen Pfarracker nicht sofort in Angriff nehmen, weil er die Arbeiter nicht bezahlen konnte. Um überhaupt leben zu können, übernahm er zu seinem Amte die Verwalterstelle in Lenzen. Darnach pachtete er auch verschiedene Bauerstellen aus Upahl, Gr. Breeßen und Kirch-Rogel. Endlich machte er sich an den Pfarracker, der 40 Jahre brach gelegen hatte. Er pflügte mit Hülfe seiner gepachteten Bauern, bis ihm diese gekündigt wurden; da ging die Arbeit wieder langsamer.

**Polchow:** Der Pastor Duncker war 1637 geflohen, nachdem seine Zuhörer versprengt waren. Etliche Jahre lebte er auswärts in Hunger und Kummer, dann kehrte er zurück, fand nur 10 Zuhörer und nahm, da Polchow zu sehr verwüstet war, die Pfarre zu Belitz an (siehe oben Belitz).



Sein Schwiegersohn Theophilus Schwabe trat dafür in Polchow ein, mußte aber, da er kein Haus hatte, in einem Katen wohnen und erlag unter so dürftigen Verhältnissen schon nach 3 Jahren. Dann kam ein Westfale Kullmann, der sich in einem verfallenen Bauernhause behalf. Seine Gemeinde wuchs schneller; so fing man 1648 an, die Wedem zu bauen. Diese brannte 1656 ab mit allem Vieh und Inventar, der Pastor selbst war in großer Gefahr. Kaum war das Gehöft wieder aufgebaut, da wurde es 1659 durch den feindlichen Einfall wieder verwüstet, der Pfarrer flüchtete mit den Seinen ins Elend.

**Alt Schmerin:** Als der Pastor Nikolaus Wiggers 1655 kam, fand er bei der Pfarre „nichts als einen offenen Hof, ein altes und gefährliches Haus, streitende Edelleute, wenig Priesterfreunde und Woltäter.“ Aus Mangel, auch durch die Ablichen bedrückt, mußte er nach 3½ Jahren wieder wegziehen. Man ließ sich dadurch bewegen, für seinen Nachfolger ein neues Haus zu bauen. 1659 wurde es im Kriege niedergebrannt.

**Dobbin:** Alwart schreibt 1663, er wohne vor Dieben, Wölfen und Hunden ganz unsicher, weil nichts in der Wedem gemacht würde. Aus Mangel an notdürftigen Lebens habe er weder Knechte noch Vieh . . . oft keinen Brocken Brot und lebe sehr elend und kümmerlich. Er stand in steter Gefahr, daß, wenn ein starker Wind kam, dieser alles über den Haufen würfe, sein Futter und Hausgerät verdarb wegen des offenen Daches und der durchlöcherten Wände. 1666 schreibt er, daß er nichts habe, um der Seinigen Leben bedürftig zu erhalten, er müsse manchen Tag mit Seufzen und Tränen zubringen. Im September 1672 endlich war wohl allerlei gebessert, da brannte die Pfarre nieder, Frau und Tochter wurden auf den Tod verwundet und starben. „Wenn mich nicht Gottes besondere Tröstungen noch erhielten, möchte ich in solchen unbeschreiblichen Jammer fast vergehen.“ Ein Gutsherr hatte ihm und der Kirche zuständige Gelder unterschlagen, das Bauernvieh mußte auf dessen Geheiß das Pfarrholz verderben. Auf den Jagden zertrat er (1665) des Pastors Saaten, ließ auch wol Schafe darauf laufen, u. s. w. Noch 1697 war das Wohnhaus so zerfallen, daß in die Studierstube der Saft aus den anliegenden Viehställen trieb.

**Spornik.** Die Pfarre war 10 Jahre lang verödet. Als Rosß als Pastor dahin übersiedelte, war das alte Pfarrhaus umgeweht. Er mußte also ins Backhaus ziehen, welches erweitert wurde. Bis 1688 führte er seine kümmerliche Existenz unter großen Schwierigkeiten. Sein Nachfolger Voigt, ein Holsteiner, ein von Natur großer Mann, setzte es durch, daß ein neues Haus gebaut wurde, machte die inwendigen Türen alle selbst eigenhändig. Auch machte er sich einen Schubkarren, um die Sandberge im Garten selbst auseinander zu karren, zwei Teiche im Garten anzulegen und viele Bäume zu pflanzen. Die Folge seiner Überanstrengung war, daß er an Schwindsucht starb.

**Wattmanshagen.** Pastor Hartwich schreibt 1668: „Es hat sich durch das hochbetriebte Kriegeswesen, dadurch das Land für 30 und 31 Jahren in die äußerste Ruin gesetzt, sehr verendert in diesem kirchspiel, den bay meiner

ankunft war kein Hauptlein vieh und wenig menschen zu finden, und weil kein korn geseiet, ausbenommen was einer und der ander selbst mit seinem leibe und haken, an viehes stat, in die erde gebracht hatte, welches gar weinig wahr, muste ich bay meinen zuhörern einige jahr schmahle beissen essen, und etwa mit einem Bert bachbiern (wan ich sie nur könnte bekommen) von etlichen vorlieb nehmen, das wahren meine Reditus gotterbarne es.“ — Von den dortigen 11 Pfarrbauern überstand keiner den Krieg, 4 ließen sich später wieder annehmen; 1668 fangen diese Bauern erst an, wieder Schafe zu halten, vorher ist ihnen der Wolf zu schlimm gewesen. (Der Pastor allerdings bemerkt dazu: Calva excusatio, sie wollten nur seine Schafe nicht hüten)

### Anhang III.

Bühowsche Ruhestunden Bd. III. Achtzehnter Teil p. 22 ff.

#### Pünktliche Nachricht von der aus Landesherrlicher Verfügung im Jahr 1659 zu Güstrow gehaltenen Kirchen-Synode.

Christian Hartwig, Pastor in Wattmanshagen berichtet darüber wörtlich:

„Anno 1659. den 14. Junii ist, auf Anordnung und Befehl des durchlauchtigsten Fürsten Gustav Adolph u. s. w. in der Thumb-Kirchen zu Güstrow ein christlicher General-Synodus gehalten, welcher vom 14ten Tage Junii bis auf den 19ten desselben exclusive, und also 5 ganzer umgehender Tage gewähret. Auf diesem Synodo, zu welchem alle und jede Pastores districtus Gustavoviensis et Rostochiensis beruffen waren, erschienen Ihro Fürstl. Durchlaucht und dero Hofstaat selbst in großer devotion, und alle Güstrowsche und zu diesem district gehörende Pfarr-Herren jung und alt, ohngefehr bei 120 Mann. Es hätten viel mehrere erscheinen sollen, aber ihrer viel waren abwesend, welches also gestraffet ward, daß jeder, der nicht praegnantem absentiae caussam hätte, solte 5 Rthlr. zur Straffe erlegen. Sed non factum. Als der Synodus angefangen werden solte, mußten

1. Alle anwesende Pastores den 14. Junii sich in des Herrn Superintendenten Hofe, hora 6 matutina versammeln, und gingen nach ihrem Alter, je zween und zween, so daß die jüngsten vorgingen, aus demselben in die Thumb-Kirche auß Chor. Superintendens erat Daniel Janus.

2. Nachdem Ihro Fürstl. Durchl. vorhanden, ward gesungen; Veni Sancte Spiritus! und zwar von den Pfarr-Herren auf den Knien sitzend,

und vom Herrn Stephano Hanen eine lateinische Collecte gelesen, und mußten alle Pfarr-Herrn das amen sprechen.

3. Nachdem sich die Priesterschaft theils um die grossen mit schwarzen Tuch überzogene Taffeln, theils auf die dahin verordnete Bancken gesetzt, hielt der Herr Superintendentens eine schöne und lobwürdige lateinische oration.

4. Nach Vollendung derselben ward ein christliches Colloquium auf Thro Fürstl. Durchl. Befehl, vom Herrn Superintendenten, unter den anwesenden Predigern, von den Articulis des christlichen Glaubens angestellet und erforschet, ob auch Gleichförmigkeit in der Lehre gehalten würde, da dann ich Christianus Hartwich, Pastor Watzmaushagensis, und Herr Arnoldus Gebhardus Ludacus, Pastor Bentewicensis, zu allererst ad disputationem sind aufgefordert, ein Gespräch von dieser Frage: An catechesis etiam tempore Christi et apostolorum fuerit usitata zu halten; nachdem ich des Herrn Superintendentis (der keinem das geringste, meines Wissens, von diesem colloquio oder colloquendi modo gesagt, auch keine theses ausgetheilet) meinung eingenommen, habe ich darauf, ex Scriptura Sacra per capita catecheseos, also respondiret et ex novo testamento assertationem meam confirmiret, daß der Herr Superintendentens und der ganze Synodus (ut Principem et aulicos taceam) mit mir content, und hat Herr Arnoldus mir darauf opponiret, ad cujus oppositionem ipsi est satis factum. Nachdem wir unser Gespräch vollendet, sind auch die andern Pastores, je zween und zween, mit einander zu colloquiren aufgefordert, und, vom Herrn Superintendenten, ihnen die Fragen tanquam theses vorgegeben.

5. De vita Pastorum actus est. Und weil der Pastor Critzcoviensis Matthaeus Klebenius hiebevör etliche excesse begangen, und vom Consistorio Rostochiensi condemniret, hat er zwar begehret, in gratiam recipiret zu werden, welches auch ex condolentia von einem oder andern begehret; aber endlich unfruchtbar abgegangen und er entsetet. Deßgleichen sind auch Joachimi Hausmanns, Pastoris in Rarchow, bey Käbel gelegen, seltsame Händel erörtert, und von etlichen votiret, daß, weil er vorhin fattsam gehöret und ermahnet, er ex consortio ministrorum Christi solte verstoffen, etliche aber, daß er mit einer Kirchen-Straffe oder Suspension ab officio ad tempus solte beleet werden, welches auch geschehen. Es ist auch des Pastoris zu Zetemihn ärgerliches Leben vorgebracht, und er deßwegen, nachdem er etliche Jahre in Arrest zu Darguhn geseßen, seines Dienstes entsetet.

6) Ward der Synodus praesente Principe et Aulicis geschlossen, precibus et gratiarum actione, denn der Herr Superintendentens gratiarum actionem latine that, und die Priesterschaft sich ihrer vocation und ordination zu erinnern, und derselben in Lehr und Leben gemäß zu leben, ernstlich angemahnet. Darauf die Pastores figuraliter knieend singen mußten: Laus et perennis gloria und das Deutsche. Und nachdem vom Herrn Stephano Hanen eine lateinische Collecte gelesen, und zum Beschluß gesagt ward: ite in Domino, ward von der ganzen Priesterschaft mit lauten Stimmen gesagt: Deo sit gloria. Darauf Thro Fürstl. Durchl. seinen Abschied genommen, und die Priesterschaft dimittiret worden.“

## Anhang IV.

### Selbstbiographie des Pastors Plagemann in Spornik.

„Ich Otto Friederich Plagemann bin 1707 geboren, den 27. Febr. zu Altekalden im Amte Dargun gelegen, mein Vater ist gewesen Christianus Plagemann, Pastor in dem Dorfe über 30 Jahre, meine Mutter Isabe Eva Mangeln seeligen M. Johannis Mangeln gewesenem Präpositi zu Neuen Tahlen Tochter. Bis ins eilfte Jahr war ich und mein einziger Vollbruder Joachimus Henricus Plagemann, der nur 12 Stunden jünger ist als ich, bey unsern lieben Eltern, nachgehends nahm uns beyde unser Großvater zu sich nach Neuen Tahlen, und informirete uns selbst, weil er Rektor Gymnasii Güstrowiensis gewesen war, und noch Lust dazu hatte, es dauerte aber kaum ein Jahr, da starb er im 74 Jahre seines Alters und unser Vater ein vierteljahr nachher, darauf gingen wir lange Zeit ohne information, hiernächst kamen wir nach Rostock und waren da  $\frac{5}{4}$  Jahr, binnen welcher Zeit wir drey studiosos successive als informatores hatten, und hießen Culmann, Clupeo und, welches der gelehrteste und ein guter linguist Andraei, dem ich noch vieles zu danken. Wir kamen darauf wieder nach Neuen Tahlen, unter die Institution des Herrn Praepositi Sucovii, und also waren drey fatale Jahre, mit Mangel oder öfteren Veränderung der informatorum, vollbracht; und Gott fing igo recht an uns zu segnen; denn da unsre Mutter mit uns nirgends hin wuste, und uns doch gerne beim studieren lassen wolte, erweckt Gott den Pastoren zu Berchen M. Christian Ernst Klein, der sorgete recht väterlich für uns, Gott wolle wieder für die seinen sorgen, brachte uns 1720 nach Demmin, verschaffte uns durch seine Vorbitte mensam ambulatoriam bei folgenden Bürgern und Kaufleuten, dehren Gedechtniß bay Gott und Menschen in Segen bleibet. . . . .

. . . . Die Institution übertrug er dem Rectori Georgio Luebeckio Stolpa-Pomerano, der ehndes sein discipul gewesen, einem gewissenhaften, unverdrossenen Schuhlmann, der brachte uns recht wieder auf die Bahn, und informierte uns drey Jahre lang, mit der grössersten Ehrlichkeit und Ernst, auch ist hier rühmlich zu gedenken der Stadt Demmin freywilligen Liebesbezeugung gegen uns, so vor uns bay Menschen denken niemanden begegnet, wie wir von dar aufs Gymnasium nach Strahl sund zogen, schenkte sie uns ex aerario Civitatis das völlige Reisegelt. Zu Strahl sund verschafte uns der Herr M. Klein abermahl einige freye Tische, bei folgenden . . . . Der damahlige Rector hieß M. Christophorus Pyl, der Conrector Johann Harden, und wurden in sonderheit die Sprachen, Geographie, Oratorie, Logica Weisii, Musica figuralis getriben von dehnen Collegen, von dem H. Superintendente aber, D. Gregorio Langewack, alle montage eine Stunde in der Theologie publice gelesen. Da frequentierten wir 1723. 24 und 25 und sind wir kein examen über von dem H. Superintendente unbeschenkt geblieben, der einige kleine Stipendia auszutheilen hatte,

dafür schafften wir uns in den vorfallenden auctionibus einen kleinen apparatus von Büchern an. Nachdem wir hier publice valediciret, zogen wir nach Rostock auf die Universität, da wir auch einige freye Tische hatten, als . . . . Collegia, wie wir denn von Jugend auf an alle Zeit gleich gewesen, beyhm H. Doctore Francisco Alberto Aepyno das theticopolemicum in Koenigii theologiam positivam zweymahl, das ex-aminatorium erst als auditor nachher als examinandus; disputatorium privatum in farraginem thesium recentius controversarum, als opponens und respondens; in libros nostros symbolicos; in theologiam naturalem; in logicam; in Metaphysicam ad theologiam applicatam. Bey dem H. D. Joh. Friederico Mantzelio P. P. Moraliu habe ich gehört: in officia Hois et civis Puffendorffii; in compendium Institutionum Hoppii; Historico statisticum collegium. Bay dem H. D. Burgmanno Pastore aedis Sp. S. ein Collegium Homileticum. Bay dem H. D. Detharding ein collegium physiologicum. In Rostock war ich 1726, 27 und 1728, folglich auch mein triennium hindurch; weil aber meiner Mutter, als einer Wittve es zu sauer ward, uns beyde da zu erhalten, so trat ich baym Anfange des letzten Jahres in eine Condition bay dem H. Rathsherrn Nettelbladen, und informirte seine beyde jüngsten Söhne, Heinrich und Daniel. Von Rostock ward ich nach Bützow gerufen, von der göttl. providence, in dem der Hochwohlgebohrne H. Hermann Otto von Plüskow der damahls Oberhofmeister war, bay der durchl. Wittve des gottseel. Herzogs Friedrich Wilhelms durchl., mich zum Hofmeister be-gehrte, bay seine adeliche Kinder, welche folgende waren. 1) Carl 2) Fr. Magdalena Albertina de Plüskow 3) Gustav 4) Albrecht Georg Henning 5) Otto Maximilian 6) Friederich, die ich auch drey Jahr hindurch 1729, 30, 31. mit bestmöglichstem Fleiße, in der pietet Rechnen Schreiben, Historia, Geographie, und tugendhafter Conduite informirte. Während dieser drey Jahre ließ ich mich, so oft ich dazu gelegenheit hatte, in Cathedra sacra hören, mich in meinem studio zu habitiren und dehnen H. Pastoribus durch abnehmung einer Mühe beliebt zu werden. Daher geschah es aus sonderbahrer göttlicher direction, daß der H. Magister Krüger eine solche Liebe zu mir gewann, daß er ihm fürsetzte, meine Beförderung nechst Gott zu besorgen, wor innen er dann endlich folgender Gestalt seinen Zweck erhielt. Der Ehren Pastor Joh. Wilhelm Beckstein und er hatten zwene leibl. Schwestern zur Ehe; nun war solcher ein schwacher alter Mann von 63 Jahren und daher resolviret, ihm einen Substitutum auszubitten, und eine von seinen Töchtern bay der Pfarre zu conserviren, weil keiner von seinen Söhnen studiret hatte. Bay solchen recommendirte er mich schriftlich aufs beste, also kam sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm Beckstein aus Bützow, und nachdem er mich an H. drey Könige Fest hatte predigen hören und mich gesprochen, brachte er mich 1732 am Freitag vor Dom 1. p. Epiph zu seinem Vater nach Spornitz und ließ mich an dem Sontage sogleich hören. Es heißt aber Deus dat sua dona laborantibus, also obgleich er zu mir Belieben hatte, so hatte ich doch annoch einen harten Gang mit meinen competitoribus. Das

Befehl de tentando erhielt er gleich, allein de solitarie praesentando et substituendo ward ihm schwer zu erlangen, und kostete etl. vergebl. Reisen, denn erst hatten sie mir ut fieri solet, Vieles mit Unwahrheit nachgeredet, welche Verleumder ich refutirte mit dem schriftlichen testimonio des Herrn Doctoris Aepini, daß ich zeit meiner academischen Jahre niemahl in inquisition gerathen. Also kam endlich das mandatum de praesentando praevio examine rigoroso; ich mußte also wie gebräuchlich den Tag vor dem Examine die Herren Ministeriales in Parchim zum examen persönlich invitiren.

Der Küster an St. Georgen Kirche mußte mit mir gehen, mir der Herrn Pastorum Häuser zu zeigen, den Herrn Pastoren zu Damm aber invitirte der Herr Superintendent schriftlich. Bay meinem Examine waren gegenwärtig der Herr Pastor Genders, der Herr Pastor Loescher aus Damm, der Herr M. Darries blieb aus. Den Sonntag darauf ward ich von dem H. Superintendente in Baysayn des H. Visit. Secret. Schlaffen präsentiret, da dann kein Contradicens sich fand. . . . .

Daß auch die lieben posteri wissen mögen, wieviel die unvermeidlichen Unkosten austragen, wil ich darunter dienen.

1. Das Befehl de tentando und solitarie praesentando mußte Papa auslösen, welcher in petitorio war, und kam dieses 6 Mk.
2. Fürs Tentamen bekam der Superintendent von mir 14 "
- (notabene forderte nur 12)
3. Fürs Examen und Unkosten
  - a) dem Küster, daß er mir der Prediger Häuser zeigte 1 " 8 Schl.
  - b) dem H. Superintendenti für seine Mühe 12 "
  - c) dehnen H. Pastoribus, absenti ut praesentibus jedem 3 Mk. 9 "
  - d) Für die Malzeit 12 "
  - e) der Frau Doktorin für das Zukochen 6 "
  - f) des H. Superintendents Diener 1 "
  - g) den Mädchen in der Küche 1 "
  - h) Für Wein und Brantwein 2 " 2 Schl.
4. Für das Befehl de ordinando u. die Vocation 39 "
5. Für die Ordination dem H. Superintendenti 12 "
  - a) dem Diener des Herrn Superintendentis 2 "
  - b) " " " " Visit. Secretarii 2 "

---

119 Mk. 10 Schl.

Um die Höhe dieser Summe zu verstehen, möge man beachten, daß ein wenig später die Viehbestände auf der Pfarre von Sachverständigen taxiert werden, nicht gerade niedrig, und da galt die beste Kuh 21 Mk., 1 zweijährige Starke 6 Mk., 1 zweijähriger Stier 6 Mk., 1 jähriges Kalb 4,50 Mk., 1 Schaf 40 Schl., 1 Mittelschwein 2 Mk. Man erkennt, daß es beim Pastorwerden ähnlich so herging, wie bei dem Meisterwerden in der Junft; neben gutem Essen und Trinken mußte für möglichst viele etwas abfallen, und die Zechen hatte der junge Pastor für alle zu bezahlen. Die Hochzeit war am Tage der Ordination, und die Hochzeitskosten sind folgende:

|                                      |                  |          |
|--------------------------------------|------------------|----------|
| 1 Anker Wein                         | 5 Thlr.          |          |
| An Branntwein 2 Kannen à 9 Schl.     |                  | 18 Schl. |
| An Kornbranntwein 2 Kannen à 8 Schl. |                  | 16 Schl. |
| Rindfleisch                          | 2 "              |          |
| Butter                               | 2 "              |          |
| Ein gemästetes Kalb                  | 2 "              |          |
| Schweinefleisch                      |                  | 32 "     |
| 2 fette Gänse à 16 Schl.             |                  | 32 "     |
| 1 fetter Ruhen Hahn                  |                  | 32 "     |
| 2 fette Lämmer                       | 1 "              |          |
| Gewürz und Licht                     | 6 "              |          |
| Fische                               | 1 "              |          |
| Weißbrodt                            | 1 "              |          |
| 2 Tonnen Bier                        | 2 "              | 8 "      |
| 1 Scheffel Weizen                    |                  | 36 "     |
| 6 Hühner à 4 Schl.                   |                  | 24 "     |
| 2 Scheffel Roggen à 24 Schl.         | 1 "              |          |
|                                      |                  | <hr/>    |
|                                      | 27 Thlr. 6 Schl. |          |

Übrigens hatte der neue Pastor sehr wenig Freude im Anfange seines Amtes, denn es stellte sich heraus, daß sein Schwiegervater, der alte Beckstein, im Laufe der Zeit die Kirchenregister in höchster Unordnung geführt hatte und wahrscheinlich große Summen veruntreut. Er hatte wenigstens, ohne den Verbrauch gültig nachweisen zu können, von 1716—21 Capitalien sich angeeignet, die mit den Zinsen schließlich sich auf 1840 Mk. beliefen. Der Herzog, dem berichtet wurde, erließ ein sehr ungnädiges Schreiben an diejenigen, welche die jährliche Aufnahme der Kirchenrechnung versäumt hatten (Superintendent voran) und drohte, sie haftbar zu machen, wenn die Schuld nicht von der Habe des Beckstein gedeckt werden könnte. Es wurde also dessen ganzes Inventar taxiert, zum Teil verkauft. Der Substitut mußte die Pfarre ganz übernehmen und dem alten Pastor nur ein Bestimmtes zum Unterhalt geben ad dies vitae; des letzteren Frau war todt, die ältere Tochter blieb auch im Hause, dagegen die übrigen Glieder der Familie, alle erwachsen, mußten davon. — Aus den taxierten Sachen wurden 748 Mk. 8 Schl. gelöst. An den alten Pastor sollte noch die Hälfte von Meßforn und Accidentien fallen, welche Einkünfte fast ganz zur Abtragung des Schuldrestes verwendet wurden.

## Des Bauern Leben und Sitte.

Im großen Kriege schien Deutschland dem völligen Untergange rasch entgegen zu treiben. Die umliegenden Völker rissen seine Grenzmarken an sich und betrachteten es als ihr Recht, ihre Kriege zukünftig auf deutschem Grunde auszukämpfen, ihre Heere von den deutschen Bauern erhalten zu lassen.

Um ein Beispiel anzuführen, so hatte Schweden den besten mecklenburgischen Hafen, Wismar, inne. Alle Völker, die es bekriegten, Polen, Dänen, Russen, und Brandenburger ließen in der Zeit, um die es sich im Folgenden hauptsächlich handelt, ihre Soldaten wiederholt nicht nur durch Mecklenburg, sondern geradezu gegen Mecklenburg ziehen, jedes fremde Heer plünderte, raubte, fengte und verwüstete nach Willkür, oft in einer Weise, die an den großen Krieg erinnerte. Mecklenburg war nicht mit Schweden verbündet, wohl aber ein schwaches Land, das gegen Bergewaltigung sich nicht zu wehren vermochte. Und einen deutschen Kaiser, der es schützen konnte, gab es nicht, die Habsburger waren an der Ostsee machtlos.

In diesem gesunkenen Mecklenburg war der Bauer am tiefsten gefallen, ja dem äußern Anscheine nach fast schon zertreten. Jeder neue Feindeseinbruch mußte ihn, wenn er kaum begonnen hatte sich aufzurichten, sofort wieder niederwerfen. Die Geschichte eines Dorfes damaliger Zeit zu schreiben ist selten möglich, weil die genauen Überlieferungen fehlen, aber seine Schicksale spiegeln sich in denen der benachbarten Landstadt ab. Die Gemeinde, in welcher ich wohnte (eine Landstadt und neun ländliche Ortschaften), besaß vor dem großen Kriege 4000 Seelen, im Jahre 1641 nur noch 50, in der Stadt allein 17. Man begann damals wieder zu bauen und die ausgebrannte Kirche unter ein Dach zu bringen. 1643 wurde die Gegend abermals verwüstet. Darnach hub die Friedensarbeit von Neuem an. 1659 im schwedisch-polnischen Kriege legte ein polnisches Heer Stadt und Umgegend in Asche. Im deutsch-holländischen Kriege wurden die Schweden als Bundesgenossen der Franzosen zu Reichsfeinden erklärt, sie brachen alsbald in Mecklenburg ein, brandschatzten und plünderten, 1678 lagen 4000 Mann längere Zeit in der Gemeinde, die Laager verloren den Mut, die Hälfte der Einwohner zog davon in Gegenden, wohin die Schweden nicht reichen konnten, sie wurden Bauern, 1686 waren nur noch 40 Einwohner vorhanden. Abermals hob sich die Stadt, 1706 waren 66 selbständige Wirtschaften da.

Im nordischen Kriege lagen 1712 11000 Russen 14 Wochen lang in



der Nähe, und der Moskowiterkaiser traf mit dem Dänenkönige, seinem Bundesgenossen, in der Stadt zusammen.

Dieses eine Beispiel mag es klar machen, wie der Bauer — (auch die Landstadt war damals nichts anderes als ein größeres Dorf und gewann ihren Unterhalt vornehmlich durch Ackerbau) — immer wieder niedergetreten wurde. Und wenn man alle diese äußern Umstände, dazu den Druck der Leibeigenschaft in Betracht zieht, muß es ein Wunder erscheinen, daß der Bauer nicht ganz verging. Wo haben wir die Kraft zu suchen, die ihn zu seiner jetzigen Bedeutung und Höhe emporbrachte?

Von außen half ihm das Regiment des Landesherrn. Wenn es auch im Gebiete der Ritterschaft bedeutungslos war, so konnte es doch im *Domanium* frei auswirken.

Der Fürst brauchte Soldaten und Geld, Hebung der Zahl und der Steuerkraft der Bevölkerung mußten also seine Maßregeln und Verordnungen zu erreichen suchen. Seine Amtleute hatten unmittelbar die Dienste der Bauern nötig, um ihr Fortkommen zu finden; waren sie auch hier und da bestechlich, suchten manche sicherlich eigenen Nutzen bei ihrer Amtsführung, so lag doch auch ihnen gerade deswegen daran, daß der Bauer wohlhabend wurde. Sie hatten außerdem nach oben hin Verantwortung zu leisten. Es fanden sich doch in Mecklenburg glücklicher Weise immer Fürsten, die dem Bauern ihr Ohr gönnten und seine Klagen prüften. Fürchteten sie auch die Entzweiung mit dem Adel, so konnten sie doch gegen ungetreue Beamte rückwärtslos vorgehen, gewissenhafte, tüchtige Männer belohnen und befördern. Bald nach dem Kriege wurden die fürstlichen Dorf- und Bauern-Ordnungen eingeführt und Vorschriften erlassen, wie man das Land wieder bevölkern sollte, wie bei der Aufrichtung der wüsten Stellen und der Einrichtung der Hofwehr zu verfahren, wieviel Füllen jeder Bauer alljährlich großzuziehen, wieviel Kälber er anzusetzen, welche Obstbäume er zu pflanzen habe. Jedesmal nach neuer Verwüstung begann die Arbeit der Beamten mit Aufrichtung und Festigung der Stellen.

Zu diesen beiden Kräften des Landesherrn und seiner Beamten gesellte sich als dritte die Arbeit des Dorfpastors.

Die größte Kraft aber mußte dem Bauern nicht von außen, sondern von innen kommen. Deutsche Kraft, Bauernkraft! In der Zeit nach dem großen Kriege hat sie bewiesen, daß sie unverwüstlich ist; Arbeit, Sparsamkeit, Naturfreude und das Hangen an der Überlieferung waren es, durch die sie stets von neuem gefestigt wurde. Der Bauer war der erste, der die Arbeit wieder aufnahm, er ließ sie eigentlich niemals ruhen — wie hätten sonst überhaupt noch Menschen in Mecklenburg am Leben bleiben können? Der Städter war angewiesen auf große Gemeinschaft und bei seiner Handtierung abhängig von der Vorarbeit anderer, der Bauer brauchte auf niemanden zu warten, um seine Arbeit anfangen zu können. Hatte er Zugvieh, so legte er es vor den Pflug und fürchte den zertretenen und verwüsteten Acker, er brauchte nicht auszuschaun nach dem Nachbar, und selbst wenn er hinüberschaute, sah er ihn bei seinem Werke allein. Fehlte ihm

das Vieh, so nahm er den Spaten und grub das Land um. Sein Weib streute den Leinsamen aus und spann hernach, webte, schnitt zu und nähte. Der Mann baute das erste Obdach im Nothfalle ganz allein, das Eisen dazu suchte er unter dem Schutte der alten Wohnungen hervor, er schmiedete, sägte, behauete und machte sich seine Geräte selbst. Das Handwerk lag in manchen Gegenden noch Jahrzehnte tot, während der Bauer längst aus dem nährenden Boden seine Kraft zog. Der Kleinstädter wurde darum, wie schon bemerkt, Landbauer, selbst der Großstädter sah gern die Dunghaufen, die auf guten Besitz an Vieh schließen ließen, vor seiner Hausthüre auf der Straße; er freute sich, wenn der Bauer seinen beladenen Kornwagen wieder durch das Stadttor lenkte. Dann sah der Bauer zum ersten Male nach langer Zeit bares Geld in seiner Hand, dessen Schimmer einst seinen Vater erfreut hatte.

Nur daß sein Vater, um seine Schatzkammer zu verraten, zu Tode gemartert war, dessen Bagen waren durch blutige Soldatenkäufe, gierige Judenfinger und die Hände leichtfertiger Dirnen gegangen und hatten ihren Schimmer seitdem verloren. Auch hatte der Vater nach Talern gerechnet, und der Sohn rechnete nach Pfennigen und Schillingen. Langsam sammelte er einen zum andern; wieviele so allmählich ins heimliche Versteck gewandert waren, ließ der Bauer meistens nicht Weib, nicht Kind ahnen. Starb er jähen Todes, so wußte oft niemand etwas von dem Dasein eines Spartopfes, der vergraben blieb; und später, vielleicht erst in unserer Zeit, pflügte ein Bauernknecht ihn aus dem Boden, zerschlug ihn und sah dann verwundert auf die Menge dünner kleiner Münzen, ohne zu verstehen, wie jemand gerade solche hatte sammeln mögen, da er nur nach Talern sparte, ohne zu ahnen, wieviel an jedem Stück vom sauren Schweisse dessen klebte, der zweihundert Jahre vor ihm über denselben Acker pflügend geschritten war.

Über denselben Acker, aber wie unterschieden doch in seinem Sinnen und Denken von dem Knechte, der heute stumpfsinnig einen Fuß vor den andern setzt, höchstens stolz darauf, daß seine Furchen schnurgerade laufen!

In unruhiger Zeit, bei drohendem Feindeseinbruch die Wehr an der Seite, stets aufmerksam darauf, ob aus der Ferne das warnende Glockenzeichen herüber schallte, in ruhiger Zeit in reger Unterhaltung mit der ihn umgebenden Flur und Natur, so ging der Bauer über den Acker. Dort fand er sein einziges Buch aufgedeckt, und er las darin Tag für Tag mit gewecktem Sinn und empfänglichem Gemüte. Jeder Hügel, jede Niederung, der einsam stehende Busch, der breitästige Eichenbaum, Brüche, Solle, Wiesen, Holzungen, Koppeln, Brücken, Anger und Triften und große Steinblöcke — alles auf der Flur, was sich nur im geringsten von der Umgebung unterschied, hatte seinen besonderen Namen, der von den Vorfahren her erhalten war. Wenn aus dem Dorfe nur ein Einziger übrig geblieben, so wurde dieser alsbald der Träger der Überlieferung, und die Neuzuziehenden nahmen seine Kunde mit Achtung, ja wohl mit Ehrfurcht vor der Vergangenheit auf. Diese Überlieferung hatte etwas in sich, was das deutsche Gemüt stärkte und den Bauern alsbald fester im Boden

wurzeln ließ. Uralte Sagen lebten wieder auf; Riesen wanderten über die Flur und schütteten ihre Säcke aus, Zwerge schlüpfen in die Hügel, Moosweiblein eilten durch den Wald, Scheidengänger ließen in den Nachtstunden ihren gellenden Ruf erschallen, oder in den Stürmen der Zwölften fuhr das wilde Heer durch die Luft und gerade durch jene gespaltene Eiche hindurch, aus den Wasserlöchern und Seen tönten verwünschte Glocken.

Mit derselben Treue, mit demselben kindlichen Sinn, mit dem der Bauer den Sagen und Märchen lauschte, nahm er der Väter Brauch und Sitte wieder an und regelte darnach sein und der Seinen tägliches Leben. Er baute es nicht neu nach eigenem Gelüsten auf, (das war jämmerlich verroht, völlig zuchtlos), sondern er ließ die von den Vätern errichteten Schranken als geheiligte gelten, die alte Ordnung war auch ihm Gesetz, und die alte Sitte wurde ihm der Stab, an dem er sich hielt und in die kommende neue Zeit hinüber stützte. Es ging die Fülle von Aberglauben dabei mit, neben dem Sinn reichlich Unsinn, aber auch hier darf man nicht ohne Weiteres aburtheilen, denn manches ist uns nur deswegen unbegreiflich, weil es unverständlich geworden ist, weil im Laufe der Zeit nur die Form erhalten ist, der Inhalt dem Volksbewußtsein verloren gegangen.

Die alte Mutter kann ganze Abende erzählen und hat äußerst aufmerksame Zuhörer. Die Holzklöben werden näher in die Glut geschoben, daß sie knacken und knattern, der Rauch wirbelt auf und formt sich unter der Decke zu seltsamen Gestalten. Draußen heult der Wolf, tobt der Wintersturm und rüttelt an dem Hause, daß es hier knistert und dort rasselt. Dann hört man mit atemloser Spannung von Witten Wintern und Under-Erschens, vom Alpdrücken und Bockholen (eine Hexe sendet einen Bock aus, der dem vor ihr flüchtenden Mann auf der Landstraße zwischen die Beine fährt, ihn aufladet und der Hexe bringt, vor der es kein Entrinnen giebt), von Freischützen und Kugeltausen und Nothemden, von Wodensheer, Wehrwölfen und Watermönen (Nixen, die in Gestalt eines blanken Käfers auf der Oberfläche des Teiches hin und herfahren, die Kinder berücken und in die Tiefe ziehen). Da giebt es gruselige Geschichten von Hexen und vom Blockberg; von dem Kerl, der die Kinder in den Sack steckt; vom Dümpling und König Blaubart; von der alten Eten-Inne und von der Königstochter im blauen Turm.\*)

Urkränken ist eine Wurzel, die wie ein Mensch ansieht und nachts dort, wo sie wächst, wie Glut leuchtet. Wenn sie herausgezogen wird, schreit sie wie ein Kind, und der Wurzelgräber muß sterben, darum läßt man sie durch einen Hund herausreißen, dem man sie durch ein Band an den Schwanz bindet. Wer solche Wurzel besitzt, kleidet sie in Sammet und Seide, kämmt und büßtet und püßt sie täglich. Weiber, die sie besitzen, werden fruchtbar. Urkränken antwortet mit dem Haupte auf alle Fragen, verleiht also großes Wissen.

Am schaurigsten ist die Geschichte von dem Basilisken. Er entsteht aus einem Ei, das ein Hahn legt, und ist ein so entsetzliches Tier, daß sein

\*) E. J. Westphalius, De consuetudine ex sacco et libro. 1726. S. 224.

Anblick sofort tödtet. Durch nichts kann es aber beseitigt werden, nur wenn es sich selbst sieht, ist ihm der eigne Anblick tödlich, also muß man ihm rückwärts mit einem Spiegel nahen.

Ein Knabe und ein Mädchen spielten Versteck und verbargen sich in einem alten Keller, über dem das Haus vor dreißig Jahren abgebrannt war. Beide erblickten in einem Winkel einen Basilisken und fielen tot hin. Ein Mädchen, das sie suchte, sah sie liegen, dachte, sie schliefen und ging näher, um sie aufzuheben. Auch sie sah bei dieser Gelegenheit das Untier und fiel tot hin. Die Mutter, die nunmehr suchte, sah alle drei liegen, schöpfte Argwohn und rief die Hausbewohner zusammen. Mit Mühe zog man vermittelst einer langen Stange die Toten heraus, denen waren Leib, Zunge und Mund furchtbar aufgeschwollen, die Haut war wächsern, die Augen quollen aus dem Kopf. Aus diesen Zeichen schloß ein Kundiger, daß sich eine Schlange oder gar ein Basilisk im Keller befinden müsse. Nun bot man einem Armsünder an, ihm das Leben zu schenken, wenn er das Untier im Keller suchen wollte; der ging bereitwillig darauf ein, bedeckte die Augen mit Brillengläser, behängte sich ringsum am ganzen Leibe mit Spiegeln, nahm eine Fackel in eine, ein Feuerreiß in die andere Hand und ging so ausgerüstet in den Keller. Eine ganze Stunde wanderte er dort unten herum, endlich fand er in einem Mauerloch das Tier und zog es mit seinem Haken heraus. Es war groß wie ein Huhn, hatte einen Kopf wie ein Hahn, gelbblauen Kamm und Bart, Augen wie eine Kröte, allerlei gesprenkelte Farben am Leib, gelbe Füße und einen gebogenen fleckigen Schwanz. Offenbar hatte der Basilisk sich beim Schein der Fackel selbst im Spiegel gesehen und war gestorben.

Der Dom zu Güstrow ist voller Spuk. Der Küster, nicht der jezige, sondern der alte, hat erzählt, daß zwei Adlige dort nebeneinander ruhen, die im Leben sich bitter feind waren. Oft steigen sie des Nachts aus der Gruft, dann sieht man sie mit entblößten Degen im Zweikampf aufeinander losgehen. Vor einigen dreißig Jahren kam am Sonntagmorgen ein Pastor, um die Frühpredigt zu halten, in die Sakristei; da fand er den Tisch mit Mönchen besetzt. Er aber hielt tapfer in der Kirche seine Predigt, und als er zurückkam, waren die Mönche verschwunden. Ein andermal sah er von seiner Studierstube aus, daß im Archive des Domes ein Mann mit einem großen Hut stand. Als der Pastor scharf zusah, verschwand er. Später erschien ein Mann in altfränkischer Tracht abends 10 Uhr und ging mit einem Lichte in der Hand hin und her. Das haben Prediger und glaubwürdige Personen gesehen. Oft poltert es in der Kirche nachts so entsetzlich, als ob ein Gewölbe einstürzt, aber man kann nie die Ursache finden. Am Sonntag Invocavit hörte der Küster ein Gewinsel in einer Adels-Kapelle, gerade als er morgens 4 Uhr beiern wollte. Als er seine Leuchte an das Gitter hielt, stand vor ihm eine Gestalt im weißen Totenkittel und sah ihm starr ins Gesicht. Er hatte sich so in der Gewalt, daß er noch beiern konnte, hernach aber ging er sofort zu Bett und erkrankte. —

In Dugow wohnte ein Verwalter, in dessen Hause plötzlich ein Kobold sein Wesen trieb, der polterte, mit Steinen warf und am hellen Tage die Menschen erschreckte. Es war gerade die Zeit der Besetzung des Landes durch die Exekutionstruppen gegen den Herzog Karl Leopold. Auf Dugow war Kontribution gelegt, und als diese nicht bezahlt wurde, kamen Exekutoren mit Soldaten. Diese flohen aber aus dem verwünschten Hause wie vor Pest und Teufel. Die Umgegend fühlte sich sehr geängstigt. Der Verwalter ließ die Taten des Kobolds in Hamburg drucken. Aber ein benachbarter Pastor ging der Sache mutig auf den Grund und stellte endlich fest, daß der Besitzer des Hauses mit seiner Frau die Rolle des Koboldes gespielt hatte, um die Lüneburger Soldaten abzuhalten.

So erzählt die Alte. Da lachen alle Zuhörer wie vom Druck befreit, hell zu dem drolligen Schluß. Aber die Kinder kriechen beim Zubettgehen eng aneinander, und wenn sie des Nachts aufwachen, sehen sie in den Kleidern an der Wand Gespenster und schreien in Angst.

Beunruhigt horcht der Bauer auf, wenn des Abends der Hofhund in langgezogenen Tönen heult, die Katzen viel schreien, oder gar die Gule ruft, Heimchenzirpen am Herde kündigt einen Todten an. Argwöhnisch sieht er beim Ausgehen, daß ihm ein Hase über den Weg läuft, eine Schlange auf dem Pfade liegt, ein Wolf sich zeigt. Es gefällt ihm nicht, daß bei seiner Schweineherde Krähen auf dem Acker sind, denn die Schweine, auf die sich Krähen setzen, sind von einem unsaubern Geist bewohnt, da gleich und gleich sich gern gesellt. Da muß man das Schwein lange prügeln, um den Geist zu treffen. Wenn ein Maulwurf in einem Hause bricht und seine Erde durch den Fußboden aufstößt, so kündigt er sich als Todtengräber an. Gegen diese Unglückstiere geht der Bauer hart vor, die Gule nagelt er an sein Scheunentor, um das Unglück abzuwenden. Aber sonst ist er gegen die Tiere barmherzig, sieht in seinen Haustieren liebe Genossen und duldet bei seinen Kindern keine Tierquälerei. Der alte Mann sieht noch mit stiller Freude den Adbor im Lenz kommen, gesegnet ist das Haus, auf dessen Dach der baut, denn er wehrt Feuer und Blitz; und ohne Frage wird der Bauer seinen Unwillen laut werden lassen, wenn jemand einen Storch, der so vertrauensvoll die Nähe des Menschen sucht, tötet, ja er ist im Stande, den Verkehr mit dem Hohen ganz abzubrechen. Das Nest der Schwalbe auf der Scheundiele oder im Kuhstalle ist heilig, verflucht die Hand dessen, der es austößt. Keiner soll die Kröte im Garten zertreten, man kann nicht wissen, ob nicht ein Unterirdischer in solcher Gestalt erschien; und jene Ratter, die in ein Loch unter der Sohle der Wand kriecht und offenbar unter der Diele wohnt, ist willkommen, alle Hausgenossen lassen sie ungestört, wenn sie an der Wand sich sonnt, sie bringt und nimmt ja des Hauses Glück mit sich. Ja, der Bauer hat es nicht gern, wenn man die vereinzelte Fliege, die sich im Winter in seiner Stube zeigt, erschlägt. Diese Freude an der Tierwelt ist ein Beweis, daß der Bauer sich unter der Fülle von Noheit seiner Zeit, die auch ihm in nicht geringem Maße anhaftet, sein deutsches Gemüt bewahrt hat, das ihn auch schließlich davor schützt, völlig in der Noheit zu vergehen. Derjelbe, der noch soeben einen

schäuderhaften Fluch herausstößt, weil sein Pflug über einen Stein hinscharrt, kann im nächsten Augenblick stehen und dem Sang der Lerche zuhören. Es erscheint ihm kein kindisches Unterfangen, die Vogelstimmen sich zu deuten und in Menschenlaute zu fassen, er weiß seinen Kindern genau zu sagen, was die Schwalbe zirpt, die Gelbgans zwitschert, der Buchfink schmettert, die Wachtel ruft, der Rohrsperrling erzählt, und die weichere plattdeutsche Sprache gibt weit treffender die Tierstimmen wieder als die härtere hochdeutsche. Es ist gewiß kein Zufall, daß Reineke Fuchs zuerst in plattdeutscher Sprache seine genaue Herausbildung gefunden hat. Denn unser Bauer belauscht die Gespräche sogar der niedrigsten Tiere, er weiß zu erzählen, was Frösche und Unken zu einander sagen, Kröten und Mistkäfer. Er hört, wie die Tiere den Menschen begrüßen oder sich über ihn lustig machen, und wird selbst vergnügt dabei, lehrt seine Kinder, wie sie mit Schmetterlingen und Sonnenfäfern sprechen müssen und mit der Schnecke verkehren dürfen, die Weihen aureden, daß sie keinen Schaden an den Göffeln tun, den Bienen lauschen, wenn sie vor dem Schwärmen sich bereden. Und es ist gewiß eine große Gnade von Gott, daß unter der drückendsten Noth dem Bauern diese helle Freude am Naturleben erhalten ist und eine Fülle von Anregung für den offenen Blick gegeben. Bücher zu lesen hatte er nicht gelernt, aber dafür war ihm die Natur aufgeschlagen, und diese versteht er meisterhaft. Er ist kein eigner Dichter in jener Zeit, als sich die Kunst von ihm abwendet, und die treuherzigen Verse und Märchen, die aus jener Zeit uns erhalten sind, muten uns gar freundlich und heimlich an.

Es liegt der Gedanke nahe, daß derselbe Bauer, der im Zusammenleben mit der Natur sein Herz aufgehen fühlte, aber alle Beobachtungen völlig unkritisch anstellte, alle auffallenden Erscheinungen in der Natur entweder als Wunder ansah oder mit besondern Zwecken verband, zu merkwürdigen Kuren sich verirrete. So machte sich die Nessel vor allen Pflanzen bemerkbar, und auf der Dorfflur gab es keine wichtigere. Nicht nur, daß sie der Bäuerin, die das Hausbier selbst braute, half, den frischen Trank gegen die Beeinflussung durch Gewitterluft und Donner zu schützen, sie mußte auch nach dem Grundsätze, Gleiches durch Gleiches zu vertreiben, alles lästige Jucken beseitigen, indem man eine Salbe aus Nesseln, Salz, Eidotter und Hühnerfett in die Haut rieb. Nesselblätter gestoßen äzten das faule Fleisch von offenen Wunden; die Wurzeln, mit Honig gekocht, vertrieben das lästige Kratzen beim Husten, in Wasser gekocht halfen sie gegen Ohrensausen und Kopfschmerzen, in Branntwein nützten die Blätter gegen Bauchgrimmen. Man bereitete aus der Pflanze Salben gegen Krebs und Fisteln. Sie mußte am Margaretentage gesammelt werden. — Auffallend war die Siedelung des Hauslauchs auf den Strohdächern. Das die Gemeinschaft mit dem Menschen suchende Kraut sollte man nicht entfernen, es schützte das Haus gegen den Blitz und hielt von dem Vieh die Krankheiten fern. Das saftige Blatt war ein ausgezeichnetes Mittel bei Brandwunden. — Das Kraut, das mit langen Ranken und merkwürdigen Verschlingungen unter dem Grafe am Boden entlang kroch und nur zur Blütezeit das Haupt emporreckte, die Gundelrebe, wetteiferte mit

dem Nessel an Bedeutung. Alles kriechende Leiden, Würmer, Milzsucht, Schwindsucht, Verschleimung, Frauenleiden mancher Art, wurde mit seiner Hilfe bekämpft. Man melkte die Kühe beim ersten Austrieb durch einen Kranz von Gundelrebe, um die Milch gegen Hexen zu sichern.

Auch die scharf duftenden, aromatischen, beißenden, ägenden Pflanzen und ihre Säfte machte man sich mit Vorliebe dienstbar, denn der Bauer mußte merken, daß ein Trank hinzog, bevor er ihm Kraft zutraute, und der, bei dessen Genuß er sich geradezu schütteln mußte, war der beste. Natterzunge, zwischen zwei Frauentagen gepflückt, half gegen Pest und stinkende Nasen; Eisenkraut, zu Johannis gesammelt, zerteilte den Stein, half bei Verstopfung und Leberleiden; Schöllkraut (Schindkraut) gegen Gelbsucht; Stechapfelsamen, in der Pfeife geraucht, gegen Zahnschmerz.

Die Wurzel vom Knabenkraut machte zeugungskräftig. Die eigentümliche Verfilzung an wilden Rosen, Schlafdorn genaunt, legte man den Kindern, die nicht schlafen konnten, unter das Kopfkissen. Beißfußkraut trug man gegen Müdigkeit im Schuh. Baldriansaft machte helle Augen, wenn man ihn eintröpfelte; man preßte ihn aus Kraut, Wurzel und Stengel und hatte, besonders wenn man ihn brannte, eine dauerhafte Medizin gegen Gifte und Geschwülste, auch heilten die Wunden darunter gut. Die Pflanze war so wichtig, daß man ihr beim Aufgraben der Wurzel einen besondern Bers widmete:

Bullerjahn, Bullerjahn, möst upstahn un hengahn,

Möst helpen all Menschenkinner un all Nahwersrinner.

Lebensweisheit faßte der Bauer in den doppelsinnigen Bers hinein:

Merf un Melln wassen beid in'n Fellsn,

Plück Merf un lat Melln stahn, denn kannst du woll mit Lüüd ümgah'n.

Überall floß Glaube und Aberglaube, Beobachten und Blindhinnehmen durcheinander. So mißtrauisch der Bauer sonst gegen alles Fremde war, so willig und gläubig war er gegen alle Wunderkuren und besondere Bräuche. Ein Splitter von dem Baum, den der Blitz getroffen hatte, half gegen Zahnschmerz; oder man legte eine Erbse in einen hohlen Zahn und warf sie dann in ein fließendes Wasser. Die Haare, die im Kamm hafteten, durfte man nicht wegwerfen, sondern mußte sie verbrennen, weil, wenn ein Sperling damit sein Nest baute, man Kopfschmerz bekam.

Im Kuhstall hielt man einen Ziegenbock (sonst war durch fürstliches Gesetz dem Bauern das Ziegenhalten verboten, weil die naschhaften Tiere den jungen Holzausschlag abweideten), weil dann dem Vieh die Seuchen fern blieben. Wurde beim Haken ein Ochse verwundet durch das Hakeisen, so nahm der Bauer sofort einige Schwanzhaare, ließ das Blut darauf tröpfeln und pflügte sie dann in der Furche unter. Der Knecht, der seine Pferde zur Tränke ritt, schlug erst mit der Peitsche dreimal kreuzweise auf das Wasser, um Versaugen zu hüten. Vor dem Anschneiden machte man über dem Boden des Brotes das Kreuzzeichen mit dem Messer. Brandwunden heilte man, indem man sie hart an die Flamme hielt. Kohlsamen wurde am besten am Abend von Petri Stuhlfeier gesäet, Kürbissamen am Tage vor Himmelfahrt gelegt, während der Küster das Fest ein-

läutete. Bauholz mußte bei abnehmendem Monde gefällt werden, sonst wurde es wurmföchtig. Kuren gegen Zahnschmerzen nutzten auch am besten bei abnehmendem Monde. Bei manchen Krankheiten war der 3. 5. 7. 9. 11. Tag kritisch.

St. Paulus klar gibt ein gut Jahr, bringt er Wind, kommt Krieg geschwind,

Durch Rebel stark füllt Pest den Sarg, wenns regnet und schneit, wird teuer Getreid.

Im Herbst nahm man zwei Eicheln und zerschnitt sie. War eine Fliege drin, so bedeutete es Streit, ein Wurm Tod, Feuchtigkeit ein nasses Jahr, trockenes Innere ein fruchtbares Jahr, verdorrtes Innere Dürre im Sommer.

Diese Regeln und Mittel ließen sich mit leichter Mühe sehr vermehren, denn sie sind zum Teil noch heute weit verbreitet. Es kann aber hier nicht die Aufgabe sein, sie zu sammeln, sondern nur sie zu benutzen, um des Bauern Naturanschauungen zu zeichnen. Kritische Jahrestage waren Weihnachten, Stephan, Gründonnerstag, Karfreitag, Ostern, Walpurgis, Himmelfahrt, Johannis, Jakobi, Laurentius, Andreas, Siebenbrüder, Siebenschläfer u. a., kritische Wochentage Mittwoch, Donnerstag und Freitag als Wodanstag, Donnerstag und Freiastag.

Der 30. Juli hieß Awdohnsdag. Alles, was man dann abmäht, wächst nicht wieder nach, darum thut man dann Distel auf der Brache ab.

Es bedarf nur einiger Aufmerksamkeit, um zu erkennen, wie manche Anschauungen und Bräuche sich rückwärts bis in die Germanenzeit hinein verfolgen lassen und jedenfalls immer aus derselben Quelle neu hervorgefungen und mit demselben Sinne gehegt sind. Wenn in unsern Tagen rasch die alte Überlieferung entschwindet, so ist das ein Beweis, daß der Einzelne nicht mehr so an der Flur hängt.

Mit derselben Zähigkeit rettete der Bauer aus der Verwüstung die Sitten des Hauses und des Gemeinschaftslebens im Dorfe, einer fand sich in jeder Gegend, der erzählen konnte, wie es einst gewesen, und abermals erhob sich die Überlieferung zu einem unerschütterlichen Gesetz.

In der katholischen Zeit leitete der Bauer den Winter ein durch ein großes Gelage zu Martini, und es galt die Regel:

„Wer nicht voll sich trinken kann,

„Das ist kein rechter Martinsman.“

Die Feier wurde mit dem Heiligen vergessen, höchstens brachte die Hausfrau eine gebratene Gans als den Martinsvogel auf den Tisch. Man verschob nach dem großen Kriege die eigentliche Winterfeier auf Weihnachten. Freilich von dem freundlichen Schimmer, den das Fest in unserer Zeit über unsere Häuser ausgießt, wußte man damals noch nichts, denn der Tannenbaum, der seinen milden Schein schon vorweg in die Adventszeit wirft und beim Vorwärtsschreiten der Tage hintennach, daß er manchen Leuten noch bis ins Alter das Herz hell macht, von dem Mittelpunkt unserer häuslichen Festfeier weiß damals in Mecklenburg kein Gutsherr, kein Bürger, kein Bauer. Aber der treue Freund unserer Kinder, dessen Ankunft sie mit



Zagen und Sehnen entgegensehen, der Weihnachtsmann, geht damals schon um. Wenn die Eltern zur Stadt gingen, um für das Fest einzukaufen, war er ihnen unterwegs begegnet und hatte ihnen als Vorprobe sogar die Haspuppen mitgegeben, einen aus Semmelteig gebackenen Hasen, ein Schwein, einen Hahn und vor allem einen „Küder to Pferd.“ Länger als wir in der Jugend werden jene Kinder den Anblick solcher Vorfreude sich auch nicht gegönnt haben. Aber die Großmutter sorgte dafür, daß der Gedanke an den Kommenden nicht schwand. Immer ängstlicher sahen die Kinder die Dorfstraße hinunter, und im Schummern kam der Zug an.

Voran ging der Kinjes (Kind Jesus) im weißen Kleid, hinter ihm kam der Kuklas (rauhes Nikolaus) im Pelz, begleitet von allerlei Gestalten, die Engel darstellten. Der Zug trat in jedes Haus, jedes Kind mußte zeigen, daß es beten konnte. Und der Kuklas trug die Rute bedrohlich unter dem Arm und hatte einen gar bösen Sack auf dem Rücken. Nach der überstandenen Angst begann ein munteres Leben. Da flogen Zuckflappen, angekündigt durch Stimmen, die wie Geisterlaute klangen, und durch furchtbares Poltern, in die Thür. Da rückte die Familie zusammen und schmauste nach alter deutscher Weise, wie die Urväter den alten Göttern zu Ehren, so jetzt dem Christkinde zu Ehren, und was das Ergebnis war, zeigt die Bezeichnung des Heiligabends als Bullbutzabend. Aber der Bauer vergaß auch die weiteren Hausgenossen, sein Vieh, nicht, er warf ihm das beste Futter in Haufen vor, ja die Hausfrau ging in den Garten und hälfte die Obstbäume, legte ihnen einen Strohfranz um, denn sie sollten auch feiern, um im zukünftigen Jahre reichlich zu tragen. So war einst die Germanenfrau zu dem Obstbaum getreten und hatte ihn gerüttelt, daß er wachen sollte, um den Umzug der Götter nicht zu verschlafen, der in den nun kommenden zwölf Nächten sich vollzog. Aus der alten Zeit wurde in diese Zwölften hinein eine Fülle von Aberglauben übernommen. Freilich die alten Götter waren verwandelt, Wodan war zum Woden erniedrigt, und der einäugige Schimmelreiter mit dem Schlapphut fuhr an der Spitze einer Menge unholder Geister gespensterhaft durch die Luft. Der Bauer erbebte, wenn er draußen fernher das Jiff jaff der Hunde hörte, und eilte, ein Obdach zu erreichen, auch Türen und Fenster zu schließen, sonst konnte plötzlich ein Pferdekopf vor dem, der neugierig am Ausguck lauschte, auftauchen oder die wilde Jagd mitten durch das Haus fahren.

Der Unbesonnene trieb in dieser Zwölftenzeit ruchlosen Vornitz. Er ging um 12 Uhr nachts mit einer Decke über dem Kopf und Leib, stillschweigends rückwärts aus der Haustür und sah dann unter der Decke heraus gerade vor sich auf das Dach. Sah er eine Krone, so gab es eine Hochzeit, sah er einen Sarg, dann gab es einen Todten im folgenden Jahr. Oder man setzte sich in der Sylvesternacht auf den Boden, der Thür den Rücken zuehend, und warf mit dem Fuß den Schuh über den Kopf. Ziel er so, daß die Spitze zur Thür zeigte, so verließ man im künftigen Jahre das Haus. In derselben Nacht ging man in den Garten und stieß an einige Maulwurfshäufen, damit im zukünftigen Jahre der Maulwurf nicht mehr breche. Niemand durfte in den Zwölften den Wolf nennen

(man sagte dafür „der Graue“). Fröhlich aber war der Gedanke, daß, wer am Sylvesterabend tüchtig schmauste, das ganze Jahr vollauf hatte.

Die Wintertage verlaufen auf dem Bauernhofe eintönig. Frühmorgens lange vor Sonnenaufgang wird beim Scheine der Laternen gedroschen, und das Klippflapp der Knechte und Mägde schallt durch das ganze Dorf von einem Ende bis zum andern. Hernach gibt es allerlei Arbeit in Haus und Hof, aber mit Einbruch der Dämmerung finden sich alle Hausinsassen auf der zweiten Diele, der Dönsk, um den Feuerherd zusammen. Die Knechte schnitzen Geräte, flechten Körbe oder binden Besen, die Mägde spinnen. Um den Flachs vorzubereiten, haben sich befreundete Familien Beistand geleistet, die jungen Leute sind eine Weile in den Häusern umgezogen und haben Flachs gebrochen und geschwungen, wobei es heiter herging, und den Schluß machte dann eine kleine Brakelköst. Das war eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit, aber sonst speichert die Jugend im Winter ihre Kraft auf, um bei gebotener Gelegenheit desto lebenslustiger herauszubringen. Der Pastor, der seine Leute kennt, merkt die Unruhe im Orte, die sich steigert, je näher Fastnacht kommt. Er trifft seine Vorbereitung und hält am passenden Sonntage eine donnernde Predigt gegen den Fastnachtsteufel. Natürlich hat er in den Wind geredet, und er bekennt hernach zornig: Ich hatte nun etliche Jahre durch wider das barbarische Wesen gepredigt, im Hause und auf der Kanzel herzlich gebeten, sich solchen ungöttlichen Wesens zu enthalten. Im vorigen Jahre Dominica Quinquagesimae hat ich abermahlen einen jeden öffentlich, man möchte doch einmahl solches heidnische Wesen einstellen. Aber ich mußte leyder erfahren, daß es die gottlosen Welt-Kinder noch ärger als zuvor machten. Da gingen nicht allein die Kinder, lange mit grünem Laub bewundene Stecken tragend (eben solche Stecken gebrauchten die Heiden auf des Bacchi Fest) in den Häusern herum, und sungen allerhand liederliche Poßen, sondern sonderlich die Knechte, unter welchen einer mit einem grünen Weiber-Rock behangen war, gingen in zweyen Partheyen mit einem Dudelsack durchs Dorff von Haus zu Haus, sangen, sossen, tanzeten und rajeten in den Häusern als unsinnige, nachhin taten sie sich zusammen, sossen, tanzten, lermeten etliche Nächte durch und durch, daß man kaum davor schlaffen konnte. Bey solchem gottlosen Nachttanze funden sich auch einige leichtfertige Mägde und wohnten dem verfluchten Handel bey.“ Wir sind dem Pastor Lübbert in Böhlendorf dankbar, nicht gerade für seinen Eifer im Predigen gegen den Fastnachtsteufel, sondern für seinen Eifer im Schreiben, denn so erfahren wir gerade durch ihn die Hauptsachen über das Fastelabendsbier.

Zur Eröffnung ziehen die Kinder der Ärmeren um, bringen ihre Laubstecken mit dem Verse:

„Ich bring tom Fest 'n gräunen Busch.  
Gewt ji kein Eier, denn gewt mi Wust.“

Sie erhalten eine kleine Gabe und ziehen singend zum nächsten Hause weiter. Vielleicht daß dieselben Kinder abends eine Maske herstellen von einem halben Kürbis, sie geben ihr durch glühende Kohlen feurige Augen, auch

Feuer in Mund und Nase und freuen sich, wenn die Weiber beim Anblick laut freischen.

(In Spornitz gingen die Knaben und Mädchen, jeder Teil allein, von Haus zu Haus und sangen, indem sie beim Pfarrhause anfangen. Sie erhielten dafür Geld, Eier oder Wurst. Nach Schluß der Sammlung brachten sie alles ins Küsterhaus und verzehrten es, der Küster und seine Leute aßen natürlich aus Leibeskräften mit. Hin und wieder kam Streit, indem etliche Bauern stolz waren und wollten ihre Kinder nicht mehr „gregorius“ (precarie) gehen lassen. Ein ander Mal schimpfte man, daß der Küster mitäße, da er doch nicht mitfänge).

Am Morgen von Fastelabend versuchen die jungen Männer, Knechte oder Bauernsöhne, die Mädchen im Bett zu überraschen, sie streichen sie dann mit Ruten, bis die Betroffenen sich verbindlich machen, sich mit einem Heetwefen=Schmause zu lösen; die Neckereien, wer wohl den andern überumpeln könnte, sind lange zuvor schon hin und her gegangen. „Heetweggen\*)“ sind aus feinem Mehl und Milch in Gestalt eines Kreuzes gebakene Bröte, welche entweder trocken oder mit Butter beschmiert oder aber in siedender Milch abgekochet, mit Eiern, Butter und Gewürz wohl zugerichtet, zur Vorkost auf den Fastel=Abends=Schmäusen verspeiset werden.“ Jedoch ist klar, daß für die Bauernknechte die Heetwefen etwas ganz Besonderes waren; für gewöhnlich hatten sie zum Fastelabend nur Kringel, die Heetwefen waren ein mehr städtisches Essen.

Am Tage beginnt der Umzug der Knechte durch das Dorf. Manche haben sich verkleidet, andere gehen im besten Putz mit grünen Büschen an den Mützen oder mit Bändern an den Jacken, in ortszüblicher Festtracht. Jrgend jemand findet sich schon im Dorfe, der die Musik macht. Zwei Knechte haben Gaffeln, andere tragen Stangen. Etliche hüpfen als Fagenmacher nebenher. So wandern sie von Haus zu Haus, treiben Pöffen und sammeln Gaben ein. Sie erhalten Würste, die so lang sind, daß sie über beide Gaffeln gehängt werden müssen, Schinken, die man an Stangen, Eier und Kringel, die man in Riepen davon trägt. Jedes Haus bewirtet sie und erwartet, daß sie tüchtig essen und trinken, und in dem langgestreckten Dorfe täuschen sie nirgends solche Erwartung. Der Schnaps steigert die Lustigkeit, und es wird hohe Zeit, daß sie endlich ihre Sammlung in das Bauernhaus abliefern, das in diesem Jahre die Bewirtung des Dorfes zu leisten hat.

Diese Aufgabe geht der Reihe nach um bei den einzelnen Häusern. Der Hauswirt schlachtet ein Schwein, die Bäuerin backt Brod und buttert, die Dienstboten reinigen das ganze Haus, und da die Arbeit nicht gering ist, so senden die Nachbarn Leute zur Hülfe, so daß es schon vorher lustig genug bei dem gemeinsamen Werke zugeht. Am Festtage wird alles Vieh im ganzen Dorfe reichlich gefuttert, denn der Bauer hat die Empfindung, daß es mit zur Familie gehört; viel anders ist es auch nicht, denn bei dem Tanze auf der Scheundiele schauen die Kühe von der einen Seite ver-

\*) Schmidt, Fastel=Abends=Sammlungen. Rostock 1742.

wundert zu und tauschen brummend ihre Bemerkungen aus, während auf der andern Seite die Pferde ihre Schnauze an dem Knechte reiben, der mit der Erforne an der Krippe lehnt.

Der Tanz, zu dem die Insassen der Bauernhäuser des ganzen Dorfes sich zusammen finden, beginnt mit der Dämmerung. Auf der vordern großen Diele tummeln sich die jungen Leute, auf der kleinern Diele am Herde sitzen die ältern, in der kleinen Stube seitwärts ist vielleicht ein Tisch hergerichtet für die Standespersonen, den Pastor, den Förster, einen Städter oder den Verwalter des Gutes.

Spät am Abend erscheint unvermuthet der Schimmelreiter. Wenn uns auch keine genauere Schilderung seines Auftretens aus jener Zeit erhalten ist, so läßt sich doch aus dem Brauch, wie er sich noch im neunzehnten Jahrhundert vorfand, ein sicherer Schluß machen, wie er einst war. Zwei Knechte tragen ein Gestell, auf dem in der Mitte ein dritter Knecht als Reiter sitzt. Es ist mit Stroh umwunden, so daß es ungefähr eine Pferdegestalt wiedergibt, die beiden ersten Knechte stellen die beweglichen vier Füße. Die Schimmelfarbe wird durch große übergehängte Laken angedeutet. Der Reiter hat sich ganz unkenntlich gemacht, auch ein weißes Hemd übergezogen, und durch hohen Sitz und andere Kunstgriffe ist ihm eine Riesengestalt verliehen. Er teilt nach Willkür Äpfel und Nüsse oder Peitschenhiebe aus, galoppiert oder trabt und treibt Neckereien und Poffen, bis die Stimmung der Gesellschaft es geraten erscheinen läßt, zu verschwinden. Die vorwitzigen Jungen, die seinem Verbleib nachspüren wollen, erhalten Prügel, hinter ihm schließt sich ein Scheunentor, und niemand soll erfahren, wer der Reiter gewesen. So kommt alljährlich noch Wodan unter das Volk geritten, obwohl er vor vielen Jahrhunderten schon abgesetzt ist; gegen ihn sind geschärfte Gesetze erlassen, aber der listenreiche Siegwater reitet und behauptet trotzig das letzte Gebiet seiner Herrschaft.

Näher rückt das ersehnte Frühjahr. Einst mag das Volk zu Ostern auch seine Bräuche gehabt haben, aber die Überlieferungen lassen nur Schatten derselben erkennen, sie sind also lange verschwunden. Das Frühlingsleben beginnt mit dem Maitage, denn dann werden die Kühe ausgetrieben, und das ist ein Fest. Denn allmählich ist das Futter knapp geworden, und welcher Bauer möchte wohl, daß sein Vieh Not litte? Wer möchte vor den kritischen Augen der Nachbarn Kühe ausjagen, deren Rippen zu zählen sind und die so hungrig und leichtfüßig laufen, wie des Junfers Windhunde? Durch die offene Dielethür ist tagtäglich durch den Wind Frühlingsluft in die Ställe der Kühe geweht, und alle sind unruhig geworden und zeigen das Erwachen der Erinnerung an das freie Leben auf der Weide durch lautes Brüllen an. Man konnte es in den letzten Tagen durch das ganze Dorf hören. Heute tönt früh am Morgen das Horn des Kuhhirten, längst schon hat die Magd horchend hinter der Thür gestanden, fettet nun eiligst die Kühe los und treibt sie über den Hof, denn sie weiß, daß diejenige, welche als letzte heute ihre Kühe bringt, dem Dorfe zum Gespött dient. Nun ist die Dorfstraße lebendig,

die älteren Kühe stehen zuweilen still und brüllen ihr Verständnis für die Schönheit der weiten, weiten Welt hinaus, erneuern die Bekanntschaft mit den Nachbarn und begrüßen sie durch gehörige Rippenstöße. Die Ohren gespitzt, das Fell glatt, den Schweif gestreckt rennen die jüngern hierhin und dorthin, die Knaben schreien, die Knechte knallen mit den Peitschen, die Mägde beruhigen ihre allzuungestümen Lieblinge, endlich übernimmt eine Kuhmatrone verständig die Führung, und der Auszug ordnet sich. Wenn mehrere Vollen im Orte sind, die mitgehen, dann wandert das ganze Dorf mit aus, um die Helden des Tages ihre Zweikämpfe ausfechten zu sehen. Erst hören die Kinder klopfenden Herzens das unheimliche Murren und Grollen und Heulen (wenn man so sagen darf) der Herdenführer, dann donnert ein herausforderndes Gebrüll, und endlich prallen die Starknackigen aufeinander und schieben sich hin und her, bis einer ermattet den Kampf aufgibt und entweicht, der Sieger ist der Herr für die Sommerzeit, und sein Besitzer ist stolz, daß er ihn so herausgefuttern hat. Trauernd sitzt am Abend nur ein Kind, dessen bunte Kuh sich im Spiel leider ein Horn abgestoßen hat, und ärgerlich versteckt sich das Mädchen, deren Kuh trübselig unter einem Strohkrantz daher schreitet, sie mag an einem Tanz auf offener Straße sich nicht beteiligen, denn sie ist die „Dauslepersch“, die am längsten geschlafen und zuletzt ausgetrieben hat.

Das froheste Frühlingsfest feierte die Dorfschaft einst zu Pfingsten. Da begann man am Sonnabend Abend und hielt durch bis zur Nacht auf den Donnerstag, selbstverständlich mit Unterbrechungen während der Kirchzeit. Hier und da baute man sich Lauben, um den ganzen Tag im Freien zu sein, auch schossen die wehrhaften Männer nach dem Vogel. Die Bauern schmausten und tranken nach Herzenslust. Diese Frühlingsfeier ist jedoch wegen der Ausschreitungen, die die zunehmende Verrohung mit sich brachte, durch Verordnungen schon früh bekämpft, und so ist ihr eigentlich der Herztrieb ausgebrochen. 1654 verbot Adolf Friedrich schon Fastnachtsbier und Pfingstgilden vollständig, das Verbot mußte 1704 und 1718 wiederholt werden, der Krüger sollte durchaus am Pfingsttage langsitzen Gäste nicht dulden und abends alle fortschicken, „widrigenfalls nicht nur die mutwilligen Verbrecher, sondern auch der Wirt mit harter Leibesztrafe sollen belegt werden“. Aber noch 1775 bemerkte der Pastor in Spornitz, daß wiederum das junge Volk zum Pfingstfeste Bier aufgelegt hätte zu Musik und Tanz. Der Schulze wurde aufgefordert es zu ändern. In dem von uns behandelten Zeitabschnitt mag sich der Verlauf der Festfeier folgendermaßen gestalten haben: Am Dienstag wurden zum ersten Mal die Pferde ausgejagt auf die Weide. Also zogen am Pfingstmontage die Pferdejungen von Haus zu Haus, indem sie ein Krähenest oder lebendige junge Krähen an einer Stange vor sich her trugen, die Bauern spendeten ihnen Nahrungsmittel, Speck, Eier, Butter, Wurst, Milch, Bier, Branntwein; dann wurde unter freiem Himmel geschmaust und vergnügte „Pfungsgill“ gehalten, bei der der Neuling in die Geheimnisse des Hirtenlebens eingeweiht wurde,

nachdem er nach gutem Brauche durch Neckereien und Prügel in die Gilde aufgenommen war. Wo man noch an alter Sitte festhielt, mußten die Jungen ein Pferderennen veranstalten. Die Knechte knallten am Abend auf der Dorfstraße mit der Peitsche, und schließlich fand sich das junge Volk beim Bier im Freien zum Tanze zusammen. Weiter wird sich die Festfeier nicht erstreckt haben, sie schrumpfte infolge der Gesetzgebung zusammen und verschwand allmählich ganz.

Aber ein Fest gab es, welches das Volk sich nicht verkümmern ließ, obgleich Gesetze dagegen kämpften das war das Lustbier. Auch hier meldete der Spornitzer Pastor seine Beschwerde beim Fürsten, er verkannte aber durchaus das Wesen des Festes, wenn er schrieb, daß es ursprünglich allein für die Schnitter eine Erquickung habe sein sollen, jetzt aber für das ganze Dorf am Sonnabend-Abend beginne und die Nacht hindurch währe. 1757 verbot also der Herzog Friedrich seinen Pächtern und Domanial-Bauern solches Lustbier und empfahl, den Schnittern u. s. w. Vergütung an Geld dafür zu geben, mit welchem Erfolge, kann man heute in Mecklenburg aller Orten in der Erntezeit sehen.

Gemeffenen Schrittes ist der Bauer mit der Bäuerin am Sonntag vor der Ernte durch seine Felder gegangen, prüfend hat er den Winter-schlag abgeschritten. „Je, Mudda, wat meinst du woll?“ „Je, Bada, wenn du meinst.“ „Na, denn man to. Morgen ward anmeiht.“ Denselben Beschluß haben aber die meisten Bauern im Dorf gefaßt, man weiß es sofort, weil am Abend überall auf den Höfen die Sensen, die man längst geschärft hat, noch einmal vorgenommen werden, um sie zu „horen“, zu quengeln, d. h. durch Klopfen mit Hämmern von den letzten Scharren oder dem feinen Umlegen der Schneide zu befreien, und gar freundlich klingen die mit leichter Hand geführten Schläge von einem Ende des Dorfes zum andern und melden überall dem Kundigen, was bevorsteht. Der Knecht trägt am nächsten Tage seine frisch gewaschene weite leinene Hose und zeigt sein weißes Hemd, indem er die Jacke über die Schulter gehängt trägt. Das Mädchen hat eine breite weiße Schürze über dem eigengemachten, buntgestreiften Rock und ein weißes Brusttuch, vielleicht auch, wenn es einen Liebhaber hat, eine hübsch geschnitzte leichte Harke, und das gesunde frische Gesicht schaut anmutig unter dem Strohhut hervor. Es gilt ein schweres Werk, aber zugleich wird man den Lohn einer Jahresarbeit einziehen, und das macht das Herz so froh, daß die Jugend laute Jauchzer über das Feld schickt. Der Bauer mähet voran, der Großknecht und der Kleinknecht folgen, die Bäuerin und die Mädchen binden, der Junge harckt und Großvater hockt. Keine irgendwie nutzbare Kraft bleibt zu Hause. Vor Beginn des Werkes zieht der Bauer seinen Hut und spricht ein Vater-unser laut vor, während die Angehörigen mitbeten. Dann rauschen die Halme unter den gleichmäßigen Streichen, und der Bauer freut sich, wenn er fühlt, wie schwer sie auf der schon schweren Sense liegen. Am Abend geht es heim, und wenn ein Sänger in der Schar ist, hört man wohl ein Lied. Die letzte Ecke des Roggenschlages läßt man stehen,

wenn man mit der an den nächsten Tagen wieder aufgenommenen Arbeit so weit vorgerückt ist. Die Ähren werden zusammengeholt und kreuzweise zum Büschel gebunden und mit Wasser besprengt, die Mäher stellen sich herum, nehmen die Hüte ab, richten ihre Sensen gegen den Kornbusch und rufen laut;

Wode! Wode! Hahl dinen Koffe nu Foder!

Nu Distel un Dorn, ächter Johr bäter Korn!

So bringt man im siebzehnten Jahrhundert noch dem Herrn der Feldflur, Wotan, dem Gott der Vorfäter, ein Opfer dar, und erst am Anfang des nächsten Jahrhunderts verschwindet der Brauch. (Franck, Altes und Neues Mecklenburg I, S. 57). Wo aber diese heidnische Sitte durch die Geistlichen ausgerottet ist, hält sich vielleicht ein anderer Brauch, der freilich auch ins Heidentum zurückweist, nur daß ihn niemand in jener Zeit versteht. Der Wolf ist des Wotan Tier, das oft statt des Gottes selbst auftritt. So heißt die letzte Ecke auf dem Felde der Wolf, und wen das Schicksal trifft sie mähen zu müssen, hat seinen Genossen Branntwein zu geben. Der Wolf wird in eine Stroh puppe umgeformt und auf die letzte Hocke gepflanzt, um beim Erntebier später im Hause zu erscheinen. So zieht auch Wodan hier in das Bauernhaus ein, nachdem er Jahrhunderte lang verfolgt ist. Das Erntebier heißt geradezu Wodelbier in einigen Gegenden (Jahrb. XX, 145 ff).

Der festliche Abschluß der schweren Arbeit versammelt wieder, wie das Fastnachtsbier, das ganze Dorf in einem Bauernhause, an das gerade die Reihe kommt. Je länger man sich darauf gefreut hat, um so reicher ist der Genuß. Über seinen Verlauf liegen keine genauere Nachrichten vor.

Daß unter dem Druck schwerer Zeiten und Drangsale das Volk jede Gelegenheit zum Feiern ergreift, und gierig ausnußt, ist eine bekannte Tatsache. So hielt man z. B. in Spornitz noch sehr auf das Hänfelpier. Darüber erhalten wir Kunde von dem Pastor in Spornitz. Er schreibt: „Anno 1743 den 6. Januar war das Fest der heiligen drey Könige, das auf einen Sonntag einfiel. Da ich in der Mittagstunde nach Dütschow fuhr, läuteten die Bauern die Bauernglocke, denn der Schmied als Novitius hatte eine Tonne Hänfelpier aufgelegt, die auszufaufen wurden die Bauern durch Ziehung der Glocke eingeladen. Den 13. Januar, war der folgende Sonntag, führte ichs im Elencho (Predigt) an. Allein kaum war der Gesang aus, da ward wieder geläutet, daß sie zu Johan Hinrichs, des neuen Schulzen, Tonne Hänfelpier eingeladen wurden. Da ich nun sahe, daß alles Ermahnen vergeblich, schrieb ich ans Amt, weil ich wußte, daß es in Adam Gienken und Peter Posschlen Hause ebenso gehen sollte; mußten also die beyden Gehänfelten am 19. Januar vor's Amt erscheinen.“ Leider erhalten wir keine Nachricht über etwaige Bräuche. Ja die Festsucht ging noch weiter. Man erwartete z. B. von einem Amtsverwalter, der zum Amtmann aufrückte, daß er mindestens den Schulzen und Pächtern seines Amtes ein Gelage gäbe. Sogar der Pastor, der allen dergleichen Festlichkeiten feind war,

konnte sich der Sitte nicht ganz entziehen. Und so erzählt denn der Spornitzer Pastor schweren Herzens von einem seltsamen Schmause.

„1744 den 17. Aprilis war mein Hochzeitstag mit meiner andern Ehefrauen; nun hätte ich gerne meinen Zuhörern etwas von solcher Solennitet gegönnet, weil aber mir wohl bekannt der Spornitzer ungenügsame und unbändige Lebensart auf ihren eigenen Hochzeiten, so verschob ich es bis zum 22., und damit alles ordine et decenter zugehe, so mußte zu Düttschow d. 21. der Schulmeister von Hauß zu Hauß die Hausväter auf einen guten Trunk einladen, in Spornitz aber mußte der Küster die Hausleute durch Leutung der Baurglocke convociren und ihnen eine gleiche Proposition thun. Wie sie nun den 22. fahmen, ward ihnen auf einem langen Tische das Gedeck vorgetragen, in sechs Schüsseln geschnittener holsteinischer weißer Käse, bey jeder Schüssel eine Bouteille Brantwein, ein gesichtiges Roggen Brodt und eine Rolle Taback von einem Pfunde, zugleich ward einem jeden ein neue Tabacks-Pfeife gereicht, und zwo Tonnen Bier, jede zu zween Scheffel Malk Parchimer maffe, ihnen ganz gegeben, woben sie recht vergnügt waren. Die Düttschauer waren ganz ehrbar und sittsam, die Spornitzer aber wurden zuletzt ganz mutwillig, mit schreyen, singen und wegtragen, sonderlich Peter Haase und Hans Schmidt, die wider Joh. Berens vernünftiger Vorstellung mit dem Wegtragen continuirten, daß ich endlich Gott dankte, daß diese ungehaltenen Gäste umb Mitternacht losward.“ —

Will man sich das sonstige Leben und die Sitte der damaligen Bauern noch weiter aus Einzelzügen veranschaulichen, so ist zuvor zu bedenken, daß ein Bild, das allgemein für die mecklenburgischen Bauern paßt, zu zeichnen unmöglich ist.

Jeder Landesteil, ja schon die Landschaft, das Dorf bildet eine Welt für sich, Ortschaften, die nur wenige Meilen voneinander entfernt liegen, sind in Brauch und Sitte oft scharf voneinander getrennt, schon in der Mundart und Redeweise. Darum muß man sich die Grenzen recht eng setzen. Ich will versuchen, den Leser in ein mecklenburgisches Domanialdorf zu führen, das durch den großen Krieg verhältnismäßig günstig sich hindurch gearbeitet hat.

Das Bild einer Bauernwirtschaft läßt sich leicht entwerfen, die Verhältnisse sind damals noch klar und übersichtlich, auch fehlt es nicht an genaueren Angaben.\*)

Wir blicken dabei auf die alte deutsche Dreifelderwirtschaft, nach der in drei Schlägen vorgegangen wurde. Der eine Schlag ruhte, der zweite trug Roggen, der dritte Sommerkorn. Der Dung, den die Hufe aufbrachte, reichte indessen lange nicht für die ganze Brache aus, man düngte also nur die Hälfte und besäete den Rest mit Erbsen nach der Erfahrung, daß Roggen nach Erbsen besser geriet. Dazu kam die Gemengewirtschaft. Der ganze Acker des Dorfes war in lange schmale Streifen geteilt, und derart eingerichtet, daß jeder Wirt von seinen Nachbarn abhängig

\*) Klüver, Beschreibung des Herzogtums Mecklenburg. 1737. I S. 29 ff.



war. Alle mußten zur gleichen Zeit pflügen, säen, ernten, und der Unverstand behielt dabei meistens die Oberhand. Wenn sich einer weigerte, beim Aufräumen der Gräben mitzuhelfen, ließen alle die Arbeit nach, um ihrem faulen Nachbarn keinen Vorteil zu schaffen, und das Feld erfoff. (Boll 483 ff.) Weide und Wiesen waren schlecht. Selten hatte man Futter genug für den Winter, der Saumselige jagte also im Frühjahr sein hungerndes Vieh so früh wie möglich aus, die andern folgten, um ihm keinen Vorteil zu lassen, so wurde der Dung verschleppt, und der Acker mußte leiden, zumal er bei möglichst lang dauernder Benutzung der Brache zum Weidegang schließlich in der Eile schlecht bestellt wurde. Weizen baute der Bauer nicht.

Man rechnete gewöhnlich für die Ernte nur das vierte Korn. Um den Ertrag einer Bauernstelle zu berechnen, mußte man die Größe der Hufe kennen, diese ist jedoch sehr verschieden, auf schlechterem Boden ist die Morgenzahl weit größer. Nehmen wir indessen die Hufe eines Vollbauern zu 3 Drömt R. M. Aussaat in jedem Schlage an, so ergibt sich (Klüver I, 32 ff.) folgende Rechnung:

|                |                                                           |           |
|----------------|-----------------------------------------------------------|-----------|
| 1. Roggen:     | Einsaat 36 Schffl., bringen das 4. Korn, also 144 Schffl. |           |
|                | Abgang an Saatkorn 36 Schffl., zur Haushaltung 48 Schffl. |           |
|                | bleiben zum Verkauf 60 Schffl. à 24 Schl., also Ertrag    | 30 Athlr. |
| 2. Gerste:     | Einsaat 24 Schffl., bringen das 4. Korn, also 96 Schffl.  |           |
|                | Abgang zur Saat 24 Schffl., zur Haushaltung 24 Schffl.    |           |
|                | bleiben zum Verkauf 48 Schffl. à 20 Schl., also Ertrag    | 20 "      |
| 3. Hafer:      | Einsaat 20 Schffl., bringen das 4. Korn, also 80 Schffl.  |           |
|                | Abgang zur Saat 20 Schffl., zur Haushaltung 20 Schffl.    |           |
|                | bleiben zum Verkauf 40 Schffl. à 12 Schl., also Ertrag    | 10 "      |
| 5. Vieh:       | Gewinn aus Aufzucht von Vieh                              | 16 "      |
| 6. Flachs usw. | Gewinn aus dem Garten durch Verkauf                       | 4 "       |
|                |                                                           | <hr/>     |
|                | Summa                                                     | 80 Athlr. |

Auf diesen Barertrag sind indessen folgende Posten abzurechnen:

|                                                           |           |          |
|-----------------------------------------------------------|-----------|----------|
| 1) Großknecht an Lohn, Schuhe, Leinen zu Hemden und Hosen | 13 Athlr. |          |
| 2) Magd an Lohn, Schuhe, Leinen                           | 5 "       | 24 Schl. |
| 3) Kleinknecht an Lohn u. Kleidung                        | 4 "       |          |
| 4) Junge an Lohn u. Kleidung                              | 2 "       | 32 "     |
| 5) Ernte-Mäher und Binder                                 | 4 "       |          |

|                                                                                             |                    |
|---------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------|
| 6) Priester- und Küster-Gebühren                                                            | 1 Rthlr. 16 Schl.  |
| 7) Schmied 4, Stellmacher 2, Sattler 1,<br>Seiler $\frac{1}{2}$ Rthlr., Hirtenlohn 2 Rthlr. | 9 " 24 "           |
| 8) Hering, Stockfisch, Salz usw.                                                            | 5 " 16 "           |
| 9) Der Bauer u. seine Frau an Kleidung usw.                                                 | 18 " 24 "          |
|                                                                                             | <hr/>              |
|                                                                                             | 63 Rthlr. 40 Schl. |

Überschuß 16 Rthlr. 8 Schl.

Von diesem Überschuß müssen noch die Steuern (zuweilen 9 Rthlr.) bezahlt werden.

Der Ertrag der Brache an Erbsen wurde hierbei, wie landesüblich, nicht in Anschlag gebracht, auch nicht der der Schafe. Lange aber fanden sich diese auf den Bauernstellen nicht, Ziegen zu halten war ausdrücklich verboten, weil sie den jungen Holzaufschlag vernichteten.

Die Viehwirtschaft lag ungemein im Argen, und es geschah nichts für die Aufbesserung.

So berichtet die Monatschrift von und für Mecklenburg noch 1790 S. 25, daß im Herbst, so lange kein Schnee lag, die Bauernpferde sich draußen die kümmerlichste Nahrung suchen mußten. War der Winter lang, so wurden Ochsen und Pferde schon in der Saatzeit im Frühjahr Tag und Nacht draußen gelassen. Wegen der Dienste mußte der Bauer 8—12 Pferde und 4 Zugochsen halten, hatte dagegen nur 2—10 Kühe, für welche Tiere stets Futtermangel war. Wo sich Heidekraut fand, wurde das Rindvieh bei nicht zu tiefem Schnee den ganzen Winter hindurch geweidet, lag viel Schnee, so scharfte der Bauer das Kraut hervor und schnitt es zwischen Häcksel. Um nur Bargeld zu verdienen, wurden viele Kälber angesetzt, die, da die Wirtschaft viel Milch verbrauchte, verkümmerten. Die Pferde wurden im Winter für den Hofdienst weniger gebraucht, waren also unnütze Fresser, man jagte sie bei offenem Wetter hinaus und überließ sie sich selbst, (um sie leicht aufzufinden, legte man ihnen eine hölzerne Klapper, Klaap, um), oder der Bauer übernahm Holzfuhrn u. s. w. für Geld. Immerhin ging auch hier der Dung verloren. Fürchterlich war die Not, wenn ein besonders harter Winter einfiel.

Es klingt ergreifend, was der Pastor aus Spornitz darüber erzählt. „Das 1740ste Jahr“, sagt er „ist ein Jahr, dessen man wohl denken mag bay dehnen Nachkommen (wo nicht der jüngste Tag der Welt bald ein Ende macht) sowohl wegen der Kälte, die zeitig anfang gar grausam strenge, denn vom 7. Januarii biß den 24. Februarii war der Spiritus im großen Thermometer beinahe beständig 112 gradus gefallen, so wie ich ihn unter freyen Himmel hingehangen Nacht und Tag, denn es war beständig heller Frost ohne Schnee, in denen Niederlanden sind die Wettergläser sogar einestheils zerfrozen, im Martio und April war bald Frost bald Schnee und ein zu tauen scheinendes Wetter. Mit angehendem Majo sollte das Vieh auf die Weide getrieben werden, aber theils waren die Klauen verfrozen und konnte nicht gehen, andern waren

der Schwanz und Rückgrad verfroren, welches also häufig starb, daß der Scharfrichter es für große Menge nicht abdecken konnte. Über dem war die Erde so tief gefroren, daß an einigen Orten bey zehen geometrische Fuß tieff in der Erde gefrorene Erde gefunden, daher kam weder Laub noch Graß bis zum Anfange des Julii recht zum Wachstum. Das Füttern ging zeitig an und kriegte kein Ende. Daher galt am Himmelfahrt ein mäsig Bündlein Stroh 4 Schl., ein mäsig Fuder Heu neun Reichsthaler und kunte mit Geld und Thränen nicht einmal erlanget werden. Das gesunde und vom Frost conservirte Vieh fiel hin wie die Fliegen, wie mir selbst vier der besten Kühe und sechs Kälber von diesem Jahre also crepirt.

Den 19. Maji schneyete, regnete und stürmte es den ganzen Tag, also daß dehnen Spornikern an Pferden und Rindvieh über 100 Stück umfamen. Mit dem wegen Futtermangels sehr zu bejammernden Vieh ward aller Orten viel Korn consumiret, daher endlich fing das Korn an im Preise zu steigen, biß auf 5 Mk. 8 Schl. ein parchimscher Scheffel Rogken, Gerste und Malz über einen Thaler, der Habern auf 2 Mk., der Weizen auf 8 Mk., der Buchweizen auf 1 Mk. 8 Schl. Um Jakobi war für Geldt in Parchim kaum Brodt zu bekommen“.

Daß unser Berichterstatter nicht übertreibt, läßt sich leicht erkennen aus verwandten Berichten aus demselben Jahre, z. B. schreibt der Pastor in Warnemünde:

„Man hat observiret, daß die Kälte in einigen Orten 10 Grad höher gewesen als in dem kalten Winter 1709.

Es sind in dieser Kälte viele Menschen umgekommen.

Auf dem Demminischen Postwagen sind 3 Frauenspersonen todt gefroren, und im Bieftauschen Kirchspiel zu Krixmow ist eine Frau mit 2 Kindern zu Hause erfroren. . . . . Gott erbarm es! Viel 1000 Stück Vieh und noch mehr Schaafse sind crepirt, so daß allein im Amte Doberan 10000 gestorben. Die rocken Erndte hat sich hiesigen Orten allererst im September angefangen“. —

Gewiß möchte der Leser auch einem Einblick in das häusliche und innere Leben der Bauern tun. Wir wollen zu diesem Zwecke den gewöhnlichen Gang desselben von der Wiege bis zum Grabe begleiten.

Doch halt! Nicht bei der Wiege ist der Anfang zu machen. Ein richtiges Bauernkind hat schon Bedeutsames erlebt, bevor es in die Wiege gelegt wird.

Den neugeborenen Knaben setzte der Vater auf ein Pferd und führte ihn darauf im Hofe herum trotz aller kläglichchen Gebärden der Weiber, denn der Junge mußte stark werden und mit Pferden vertraut. Alle, die er später bestieg, sollten gedeihen, selbst kranke Pferde gesunden unter einem Jungen, der solchem Brauche unterworfen war. Die Geburt eines Mädchens sah der Bauer gewöhnlich für ein Unglück an, weil er nicht wußte, wie sich dessen Schicksal in der rohen Zeit gestalten würde.

Nach einem oder zwei Tagen schon wurde das Kind getauft, denn bis dahin war es nicht sicher vor den räuberischen Absichten der Unterirdischen, die gern unter einem alten Hause wohnten, ein ungetauftes Kind fortschleppten und zum Entsetzen der Eltern einen Wechselbalg hinlegten, der später durch seine Häßlichkeit Schande und durch sein ungebärdiges Benehmen Kummer über das Haus brachte. Man wachte also Tag und Nacht an der Wiege. (Kinder, die ungetauft starben, mußten als Irrlichter über den Sümpfen tanzen). Hatte der Junge beim Fortschreiten der Tage kein kräftiges Gedeihen, so spaltete der Vater den Stamm einer jungen wachsenden Eiche, zog den Knaben hindurch und band dann den Spalt fest wieder zu. Wie der verwuchs, verwuchs sich die Krankheit.

Bei der großen Arbeitslast, die auf dem ganzen Hause ruhte, hatte niemand Zeit, sonderlich auf die Heranwachsenden zu achten, sie mußten fast immer sich selbst helfen, ob sie nun in den Pfützen des Hofes fast ertranken, oder aus den Bodenlufen fielen. Anhaltend kränkelnde Kinder wurden bald aufgegeben und starben rasch weg, die harte Zeit konnte nur harte, kernfeste Menschen gebrauchen. Knaben und Mädchen wurden früh beim Viehhüten verwendet, in rauher Luft, unter kaltem Wind und Regen standen sie fast tagelang draußen, durch einen alten Sack gegen die Witterung geschützt. Aber des Knaben Ehrgeiz fühlte sich erst befriedigt, wenn er zum Pferdehirten aufgerückt war. Nach altem Brauche wurde stets zu Pfingsten die Weide unter großem Jubel eröffnet.

Jetzt brachte der Junge Tag und Nacht im Freien zu, denn gerade des Nachts galt es wachsam gegen Strolche und Diebe zu sein, die Pferde zusammenzuhalten und zu weiden, damit sie am nächsten Tage leistungsfähig waren. Des Nachts krochen die Hirten in Säcke oder hockten am Feuer und erzählten sich Dinge, die gruseln machten, oder planten allerlei Streiche, bei denen sie ihre Mannhaftigkeit beweisen oder Prügel ernten konnten. Gern hüteten sie über die Grenze und gönnten ihren Pferden die Weide der Nachbarn. Letztere aber paßten auf und fingen womöglich die ganze Pferdeschar ab, um sie zu pfänden. Einstmals machten sich die also betroffenen Pferdejugen, die mit Mühe und Not den harten Griffen der erzürnten Nachbarn entkommen waren, aber ihre Pferde nicht hatten retten können, in derselben Nacht auf und umschlichen das feindliche Dorf unter manchem Seufzer und Fluch, weil sie nicht wagten, sich daheim unter großer Schmach sehen zu lassen. Der eine, ein findiger Kopf, der nicht leicht den Mut verlor, erdachte sich in dieser Not einen schlaun Plan, der freilich nicht ohne Gefahr auszuführen war. Er hatte gesehen, daß ihre Pferde auf des Schulzen große Diele getrieben waren, nun schlichen sie mit höchster Vorsicht herbei, die einen köderten die Hunde durch allerlei Leckerbissen aus den Kobern, die andern schoben Hebestangen unter das große Haustor und wuchteten es aus den Angeln. Als es polternd nach außen fiel, entrannen sie mit Mühe der Gefahr erdrückt zu werden, im nächsten Augenblick befanden sie sich unter ihren unruhig stampfenden und schlagenden Pferden, hinauf

auf den Rücken, hinaus mit Hufschuß und Fuchshei aus dem Hof und durch die Dorfstraße und so im rasenden Galopp nach Hause. Das war eine Tat, von der noch nach einem Jahrhundert geredet wurde.

Die Schwester des Pferdejugen war beim Kuhhüten oder im Hause, im Stall und Garten tätig, wenn nicht die hilde Erntezeit alle Kräfte auf den Acker rief. Und wie die Jahre so den Geschwistern dahingingen, daß sie kräftig und in frischer Gesundheit heranwuchsen, kam die Zeit heran, daß andere Gedanken, als allein Pflügen und Melken und Mähen und Binden sich bei ihnen einstellten. Das Mädchen fand beim Arbeiten im Felde die Pflanze Erdrauch, steckte sie geschwind in den Busen und hatte nun bei unruhig klopfendem Herzen die Gewißheit, daß der zukünftige Bräutigam ihm auf dem Heimwege begegnen würde. — Nein, der daherkam, den wollte sie nicht. „Dei süht ut as Waddick un Weihdag.“ Das kommt davon, daß er fast allsonntäglich „ganz Bramwin un Barmhartigkeit is. Hei gluhdert, is gnägelich und krähfelt un is'n Wruet von Kir. Mit den würr ick mi stahn as Kukuf un Sämenstirn“. So denkt sie. Aber der zweite gefällt ihr, des Nachbars Sohn. „Dei is'n Dördrüwer un kein Fickfacker; hei is klüftig un sön Hans vör allen Hagen un recht venimm“.

Auch der Bruder hat allerlei besondere Gedanken, denn er hat es wohl bemerkt, daß, wenn er auf den Festlichkeiten recht lustig war, verschiedene Dorfmadchen ein Auge auf ihn hatten. Die eine will er nicht. „Dei geiht so slüderig, und die Schauh sitten ehr klaapig“. Die andere will er nicht: „Dei hett sich so öht un petünt un stellt ümmer den Mund in dei Bünt“. Aber die dritte mag er, „dei is recht häwelig, un allens süht an ehr so schier un slier ut“. — Im nächsten Frühjahr pflanzt das Mädchen sich „Leesfenplant“. Es spaltet den Stengel einer Kohlpflanze, steckt den Stengel einer andern Kohlpflanze hindurch und pflanzt nun beide kreuzweise ein. Wachsen sie an, dann wird ihr Wunsch sich erfüllen; vergehen sie, so darf sie nur ihre Hoffnung aufgeben. Aber sie wachsen an. — Als der Bruder anfängt seiner Erkorenen ernstlich den Hof zu machen und ihr auf dem Frühjahrsmarke gar ein Honigkuchenherz geschenkt hat, spricht der alte Bauer zu ihm ein Machtwort und bedeutet ihn kurzfertig, daß er seine Pläne auf eine „Tuschfri“ gerichtet habe, damit die Habe nicht zersplittert werde. Er solle des Nachbars Tochter freien, und die Tochter solle des Nachbars Sohn nehmen, und alles sei zwischen den Alten, die sich auf das Altenteil geben wollten, vereinbart. Der Sohn ist aufs äußerste betroffen, denn die ihm Bestimmte ist in keiner Weise nach seinem Sinn. Während er blaß und tieffinnig einhergeht, sagt die Mutter besorgt: „Hei deiht sit noch von Dagen“. Der Vater aber wendet sich an das Amt, weil kein Leibeigener ohne Zustimmung der Herrschaft heiraten darf, und erhält hier kurzfertig folgenden Bescheid: Er, der Bauer sei noch so rüstig, daß an ein Altenteil nicht zu denken sei, sein Sohn habe die junge Witwe des nächsten Dorfes zu heiraten. Für den Consens des Amtes, ohne den der Pastor nicht trauen darf, sind noch 1 Rthlr. 1 Schl. zu

zahlen“. Punktum, die Sache ist erledigt! Es hätte noch viel schlimmer kommen können, das Amt hatte das Recht, dem Sohne das Heiraten zunächst ganz zu untersagen und ihn für den Dienst des Fürsten irgendwohin zu verschicken. Darum fügen sich alle, es findet Verlobung beider Paare statt, die so feierlich veranstaltet wird, daß die jungen Leute sie als fest bindend ansehen und sich oft schon darnach verhalten. „Eine ehrliche öffentliche Verlobnuß soll in Gegenwarth gueter Leute mit Nennung der heiligen Dreifaltigkeit geschehen“. Also sind Prediger und Küster eingeladen, dazu viele Gäste, und der Brautvater stattet die Feier würdig aus.

Ist der Bräutigam im Nachbardorf, dann reitet er mit zwei Beiständen unter Begleitung der Bauernknechte seines Ortes und eines Trompeters, die in des Bräutigams Haus sich versammelt haben und mit Bier und Branntwein bewirtet sind, an die Feldscheide. Dort erwarten ihn zwei Kuechte, die vorausjagen, was die Pferde laufen können, und Kunde von seiner Annäherung bringen, zwei bereitstehende zinnerne Pottkannen ergreifen und zurückjagen, um den Ankommenden einen Trunk entgegen zu bringen. Jetzt bläst der Trompeter, und es antwortet ihm jemand in gleicher Weise vom Brauthause her, und der Zug rückt in bester Ordnung an und sitzt ab. Nachdem er das Brauthaus betreten hat, hält der Pastor eine Rede, verlobt das Paar mit einander und ermahnt es bedächtig zur Keuschheit. Dann folgt das Essen. Am Tisch ist ein Platz leer gelassen für die Braut, die sich nicht eher dort sehen läßt, als wenn sie die Butter bringt. Das tut sie in Hemdsmauen (Hemdsärmeln), der Bräutigam schmiert ein Butterbrot.\*)

Die Hochzeit läßt nicht lange auf sich warten, weil eine sorgsame Mutter die Aussteuer schon von der Kindheit der Tochter her zu rüsten begonnen hat. Das „Brautzeug“ lag längst in Kisten und Kasten, die Bolzen Leinen standen bereit, Betten waren gestopft, gediegene Eichenmöbel von der Großmutter Zeiten her noch genügend vorhanden. An viele Stücke knüpften sich Familien-Erinnerungen sehr ernster Art, und diese gingen in das neue Haus mit über. Die Mutter konnte die Bettbezüge und Handtücher, die sie einst zur Aussteuer erhalten, der Tochter noch vorlegen und sie sehen lassen, daß die Sachen so gut behandelt waren, daß sie noch ein Menschengeschlecht überdauern konnten. All die Herrlichkeit wurde gern den Besuchern gezeigt, und der Tag, an dem die Aussteuer verladen und in des Bräutigams Haus überführt wurde, gab Gelegenheit zu einer Gasterei, die sich im engern Kreise halten sollte, indessen durch den willkommenen Besuch Neugieriger bald ansgedehnter wurde.

Inzwischen hatte man schon nach dem Hochzeitsbitter gesucht; der war nicht so leicht zu finden, weil er sehr wortgewandt, sattelfest, truncktüchtig und in den Bräuchen erfahren sein mußte. Hut, Jacke, Peitsche, Stiefel, Steigbügel, Reitzeug — alles wurde ihm mit bunten flatternden

\*) Büzkowische Ruhestunden, 1763. VIII. S. 61 f.

Bändern geschmückt, jauchzend ritt er vom Brauthause ab, jauchzend ritt er an die Häuser der zu Ladenden und verharrete an der großen Tür mit Jauchzen und Peitschenknallen, bis ihm aufgetan wurde. Dann ritt er ins Haus, womöglich auf die zweite Diele und betete seinen Spruch her. Scherzworte flogen ihm zu, er antwortete gewandt, und schließlich erhielt er die Zusage, auch entsprechende Bewirtung mit Bier oder Branntwein, und zog weiter. Hatte er das heimische Dorf abgestreift, dann ging es über die Landstraße im vollen Galopp, die Bänder flatterten, die Peitsche knallte, die Jauchzer flogen vorweg und meldeten seine Ankunft. Uebermals begann er seine Kunde und sprach und schrie und knallte und trank, bis er — doch nein, der rechte Hochzeitsbitter durfte nicht betrunken werden, darin bestand seine Hauptkunst. Vielleicht wurde am Abend dieses Tages den nächsten Freunden eine Bittelföft gegeben.

War der Tag der Hochzeit gekommen, dann handelte es sich um den Brautkranz (Brautkrone). Das war oft ein sehr künstliches Gebilde aus Gold- und Silberdraht und gemachten Blumen mit Seidenband; vielleicht hatte die Braut ihn sich in der benachbarten Stadt anfertigen lassen, dann galt sie als sehr stolz und verdarb es mit dem Dorfschulzen und dem Pastor. Denn die Ortschaft hatte unlängst auf Betreiben des Schulzen einen „Bauernkranz“ anfertigen lassen und hielt ihn für alle Bräute gegen eine Abgabe bereit, aber auch die Pastorin hielt nach älterer Sitte einen Kranz, den sie gegen eine Abgabe herlieh. Freilich war ihre Forderung größer als die des Dorfes, aber sie setzte selbst der Braut den Kranz auf und erhielt so meistens den Vorzug, zum Ärger des Schulzen, der ihr die Einnahme nicht gönnte.

Fuhr die Braut zur Trauung über Feld, dann holten die Knechte des andern Dorfes sie zu Pferde ein. Sie saß mit einigen Mädchen auf dem Wagen, jede hatte eine „Küssenbühr“ mit „Mörbrot“ auf dem Schooße und reichte davon den Knechten, die nebenher ritten.

Das Hochzeitsmahl verlief unter möglichst großem Aufwande. Schon 1654 bekämpfte Adolf Friedrich die Üppigkeit, verbot die schweren Gastereien, wollte das Konfekt ganz abgeschafft wissen und dafür Obst aus dem Garten und einfachen Eisenfuchen erlauben, aber man kümmerte sich wenig darum, der Bauer gab nach seinem Vermögen, meistens vier Gerichte, vor allem den beliebten Grapenbraten vom Schwein, Schafffleisch, Gänsebraten oder Fische und Milchreis. Bei geringerm Aufwand wählte man wohl Grapenbraten, Geräuchertes und Reis. Bei Tisch zogen die Musikanten herum und sammelten für sich ein. Das Gesinde drängte sich zum Zuschauen, und mancher Gast rief sein Dienstmädchen heran und reichte ihm vom Tisch etwas, was ihm besonders gefiel, nicht etwa um es der Dirne zu gönnen, sondern um in edler Unbefangenheit sich einen Leckerbissen nach Hause tragen zu lassen, damit er am nächsten Tage sich noch daran freuen könnte. Bei kleinern Hochzeiten ging diese Unverschämtheit soweit, daß die Schüsseln leer wurden. Auch ungebetene Gäste, Weiber, Bettler u. s. w. drängten sich herzu, in kargerem

Zeiten oft eine große Last, in reicheren dem Brautvater gleichsam eine Ehre, weil sie viel verzehrten und seine Vorräte doch nicht erschöpften.

Selbstverständlich kamen auf solcher Bauernhochzeit alle altüberlieferten Volkstänze zur vollen Geltung.

Im Jahre 1837 schrieb Pastor Mussäus zu Hansdorf (Jahrbücher II, Seite 122): „Ihre (der Landleute) Tänze werden jetzt sehr durch Walzer u. s. w. verdrängt“. Diese Verdrängung ging aber nicht rasch vor sich. Noch in den fünfziger Jahren begrüßte man die Ankündigung eines von den Vorrätern überlieferten Tanzes mit besonders fröhlichem Kreischen und sprang nach der beliebten Weise noch einmal so lustig auf der Lehmdele oder schritt würdevoll im Reigen, so daß der Knecht seine kurze Peise nicht brauchen zu lassen. In der stürmischen Wandlung der Volksitte, die sich im letzten Viertel des Jahrhunderts vollzog, verschwanden allmählich die alten Bauernhäuser und machten modernen Steinbauten Platz, verachtete man die farbigen Volkstrachten und kleidete sich nach Städterweise, begrüßte man es mit Murren, wenn einmal jemand einen altmodischen Tanz von den Musikanten forderte. Kennt ein „Musikdirektor“ der Landstadt jetzt noch die Weisen der großen und kleinen Acht, des Acht-, Vier-, Drei-, und Zweitourigen, des Küffertanzes, Klappertanzes, Raß und Maus, der sieben Sprünge, des englisch Geck, des Schuster-, Schneider-, Weber-, Scharfrichter-, Barbier-, Großvater-, Schäfer-, Pfannkuchen-, Zucker- (Kiefer-), Windmühlen-, Küchen-, der Numero 8, preußisch Nummeré, Puckelkatrell (Rückenquadrille), des lang Englisch, Hanackisch, Russisch, alles Tänze, die Mussäus aus seiner Zeit aufführt? — Die Bauern halten ihre landwirtschaftlichen Bälle in den Städten ab, die Tagelöhner ziehen hin und her durch das Land und sind stark gemischt mit vom Osten Zugezogenen. Volksitte aber wurzelt nur in heimischer Erde, da, wo die Väter und Großväter schon wohnten; losgerissen vergeht sie, denn das Verpflanzen verträgt sie nicht. Vielleicht daß sich hier und da unter besonders seßhafter Bevölkerung noch ein alter Tanz erhalten hat, dann ist es sicher an der Zeit, daß er genauer von Sachkundigen angesehen und beschrieben werde, sonst bleibt davon nichts weiter als der Name, und auch der nur, weil er schon gedruckt ist.)\*

Wie die Brautkrone abgetanzt wird im sogenannten Rückelreih, hat uns glücklicher Weise schon Mussäus genauer überliefert. „Zwei junge Kerle nehmen die Braut in die Mitte; um sie schließen die Jungfern einen Kreis, um diese Andere wieder andere Kreise. Im letzten und äußersten Kreise haben zwei Männer sich einander nicht angefaßt; er ist also auf dieser Stelle geöffnet. Der eine von diesen beiden Männern reitet auf einer Gaffel, und der andere treibt ihn mit knallender Peitsche. Nun drehen sich alle Kreise tanzend; der äußere stets nach

\*) Wossidlo hat in seinem prächtigen „Winterabend in einem altmecklenburgischen Bauernhause“ den Anfang dieser Arbeit gemacht und in höchst dankenswerter Sorgsamkeit sowohl die Turen als auch die Musik einer Reihe von Tänzen vor dem Vergessen bewahrt.



einer Richtung; der Bräutigam muß sie mit Gewalt durchbrechen, um seine Liebste zu gewinnen. Dann ändert sich plötzlich die Szene; der Bräutigam schützt die Braut; die Kreise bewegen sich wieder, und mehrere Weiber drängen an, die Braut zu erhaschen, die sie darauf in die Kammer schleppen und ihr die Krone abspflücken, von der oft schon ein Teil im Gewirre unter die Füße gekommen ist. Nun erhält die junge Frau die schwarze Mütze“.

In anderer Gegend mag sich der „Rückelei“ in folgender Weise abgespielt haben. Jemand führt die Braut; an diese schließen sich der Reihe nach alle unverheirateten Burschen und Mädchen an, den Nachtrab bilden zwei junge Männer, die auf Besenstielen oder Gaffeln reiten und große hölzerne Kellen in der Hand haben; sie halten die Tänzer zur Ordnung an, treiben die Säumigen vor und schützen mit derben Schlägen die Braut gegen die Räuber. Die Musikanten folgen hinten nach. So bewegt sich der Zug durch alle Räume des Hauses, Stuben, Dielen, Küche, geht auf die Dorfstraße, wohl auch durch Pflügen. Und irgendwo im Hinterhalte liegen die verheirateten Frauen, die die Braut rauben wollen. Merkt der Führer die Gefahr, so gibt er ein Zeichen, worauf sich sofort in Hast die ganze Reihe des Zuges um die Braut herumwickelt. Ist die Gefahr vorüber, so wickelt sich der Zug wieder auf und das Spiel beginnt von neuem, bis es gelungen ist, die Braut zu rauben. Tänzer und Musik stimmen dann zusammen Wehklagen an, der Braut wird die Krone abgenommen, nun führen die Frauen sie, und der Bräutigam liegt im Hinterhalte, der Tanz schließt, wenn er sich seine Frau erobert hat. (Neue Monatschrift von und für Mecklenburg 1792. Ebendasselbst wird noch über einen anderen Tanz berichtet. Auf der Hochzeit tanzt, noch bevor die Braut anfängt zu tanzen, der Aufwärter mit den Köchinnen den Küchentanz. Sie haben Kohlstrünke in der Hand, womit sie während des Tanzes nach den Gästen schlagen. Dieser Aufwärter ist der eigentliche Leiter der Hochzeit, der nicht nur das Essen aufträgt, sondern auch die Gäste empfängt, die Plätze anweist u. s. w. Er heißt Drost).

Es konnte nicht ausbleiben, daß Tänze wie der Rückelei in der engen Berührung der Geschlechter den Reiz zur Unsitlichkeit mit sich brachten. Darum kämpften obrigkeitliche Gebote zuweilen dagegen, bei manchen Tänzen durch Jahrhunderte erfolglos, bei einigen mit solchem Nachdruck, daß sie schnell verschwinden. 1755 erläßt ein Amt eine Verordnung, die darauf abzielt, den Gebrauch der Brautleuchter aufzuheben. Zum Glück hat 1754 ein Pastor (in Spornitz), der in demselben Amte wohnte, diesen Gebrauch auf das Genaueste beschrieben. Seine Überlieferung mag hier wortgetreu folgen:

„Es hat auch bisher hie eine uhralte gewohnheit floriret, die auch in denen nechsten Dörfern nicht usuel gewesen, nemlich: die Brautleuchter, und verhält sich also: Die Braut erwählet sich zwo Dirns von guthem Gerüchte und der Bräutigam ebenfalls zwo solche Dirns, die am Tage der Hochzeit Braut- und Bräutigam Dirns seyn oder heissen sollen, vor-

nehmlich aus dehnen Verwandten und besten Freunden. Die nun dieser Ehre fähig, daß sie hizu erbethen werden, die machen ihnen jede einen Brautleuchter, beynahе eines Fußes hoch, der also beschaffen: Auf ein plattes Kreuz, sechs Zoll lang und einen Zoll breit, (wahrscheinlich jeder Arm), steht in der Mitte ein gerader Stock, eines Daumes dick, darin oben ein Loch etwa zwey Zoll tief gebohret, das Licht darein zu setzen. Dieses Gestelle bewinden sie, jede vor sich, den Abend vor der Hochzeit außs zierlichste, das sie können, mit Buchsbaum, Wachholder, den rothen Birn vom Spillbaum und Hülsebusche, vergülten es hie und da mit unechtem Golde oder Silber, daß es einem faulsticken grünen Busche gleich siehet. Am Hochzeitstage begleiten die Braut ihre zwey Brautdirns an den Ort, da sie aufgepuzet wird, und von da wieder in das Hochzeitshauß, doch sind die Lichter noch nicht angezündet, doch halten sie dieselben in der Hand (perinde sive dextra sit sive sinistra) nahe oben dem Kreuze, mit einem saubern Tüchlein umgelegt, soweit die Hand gehet.

Gehets nun zur Kirche, so hat eine jede Dirne einen solchen Brautleuchter mit brennendem Talglichte (welche ihnen von Braut und Bräutigam gereicht werden) in der Hand, und gehen der Braut ihre zwey Dirns vor ihr her, und deß Bräutigams seine eben also vor ihm her, sowohl in der Prozession zur Kirche, als auch wenn sie um den Altar gehen und opfern. In der Kirche aber gehen alle vier Dirns in den Brauthstuhl und erhalten die Lichter in beständigem Brennen und zünden sie bey einander wieder an, wenn sie etwa ausgehen. Im Heimgehen aus der Kirche wirds in allen Stücken gehalten, wie auf dem Hinwege. Wenn sie zu Hause anlangen, werden zween Brautleuchter auf den Braut-Tisch gesetzt, so lange es noch Tag, ausgelöschet, und wenns finster worden, angezündet, und die beyden andern ebenso auf deß Bräutigams Tische. Nach geendeter Malzeit, wenn der Tanz angehet, so offt der Bräutigam oder einer von den Trauführern und nahen Blutsfreunde von Bräutigams und Braut Seiten mit der Braut tanzen (welche die Ehrentänze genannt werden), tanzen die vier Dirns mit den sogenannten Brautleuchtern, darauff brennende Lichter, allemahl mit, und zwar so postiert: zween hinter das tanzende Paar, die gehen, wenn sie fortgehen, hinter ihnen drein, die andern stehen vor ihnen, und schauen ihnen in die Augen und gehen alsdann über arsch oder zurück, gehet aber das tanzende Paar zurück, so gehen die beyde ihnen nachtretende auch zurück und die andern folgen ihnen vorwerts gehenden. Macht aber das tanzende Paar eine Wendung in der Runde, so machen die Dirns es vor und hinter ihnen nach und führen sich an der Hand. — Wenn der Ehrentanz vorbey, so tanzet, wer da tanzen will, aber ohne Brautleuchter, indeß wird in den Brauthanen gesammelt; es ist der sogenannte Braut-Hane nichts anders als eine Sammlung einer Beysteuer für die Braut von allen anwesenden Gästen und geschiehet in folgenden Ceremonien:

Vom Bräutigam wird der Anfang gemachet biß zum geringsten

Anwesenden. Eine von den vier Dirns, die alle ihren brennenden Brautleuchter in den Händen halten, hält dem Bräutigam oder Gaste einen ausgesuchten Apfel vor mit den Worten, welche alle intoniren: „Schöne jung Kerlchen reichet euren Schatz, und gebt in unsern Bruthanen wat, nu wat; echter Johr of wat!“ — Wenn er nun einen Schilling darin gesteckt (der Bräutigam muß nach seinem Vermögen mehr geben), so intoniren sie alle: „Er hat seine Sache recht wohl gemacht, sein Nachbar soll ihm Bescheidung thun, Zuchhei“. Während solcher Worte hat die eine solcher Biere eine irdene kleine Schüssel, darinnen einige Haselnüsse liegen, mit einem Tuche überzogen, den sie unter derselben mit der Hand zusammenfasset und rauscht damit, alle Biere aber springen bei Sprechung obiger Worte immerdar an der stelle, da sie stehen, wie die Becken, in die Höhe.

Wenn alles solches Tanzen und Springen bey sammlung des Brauthanen verrichtet, so werden die Brautleuchter verbrannt, aber nicht das hölzerne, oben beschriebene Gerüste daran, sondern allein das Kraut und womit es sonst bewunden gewesen, doch versparen es einige Brautdirns auf biß den folgenden Tag, damit sie so viel gewisser von den Brautleuten noch eins wieder mögen gebethen werden“.

Der Ueberlieferer des eigenartigen Brauches hat den „Bruthanen“ richtig erklärt. Daß Geld gegeben wurde, weist schon auf eine Ausartung des ursprünglichen Brauches hin. Einst brachten die Gäste, wie der Name sagt, Hähne und wohl auch Hühner, später Aepfel, Pfefferkuchen, und Nüsse, (dafür als feinere Gaben Konfekt und gezuckertes Gewürz) oder Kannen und Grapen oder Bier. Man erkennt, wie bei obiger Schilderung Geld gleichsam als Ablösung für Aepfel und Nüsse eingetreten ist. Von Hochzeitsgeschenken moderner Art, die oft Geben und Empfängern die harmlose Freude stören, weiß man in alter Zeit noch nichts.

Es scheint, als ob auf die Brautleuchter ein schwacher Abganz fällt von den Fackeln, die bei einem Hochzeitstanz am Fürstenhofe leuchteten. Dort trugen vier vom höchsten Adel der Braut und dem Bräutigam im Tanz die Fackeln vor, und zwei vornehme Fackelträger tanzten nach. Es ist bekannt, daß am preußischen Hofe noch in unsern Tagen bei der Hochzeit eines Mitgliedes der königlichen Familie ein Fackeltanz aufgeführt wird.

Während die Eltern und nächsten Angehörigen die jungen Eheleute zum Lager begleiteten, eine Handlung, die hier und da zu argen Roheiten Veranlassung gab, tobte auf der Dorfstraße Lärm, die jungen Leute schossen und knallten mit Peitschen nach Herzenslust. Allerdings verbot eine (1753) von den Kanzeln verlesene fürstliche Verordnung alles Schießen zwischen den Gebäuden, aber sie hatte zur Folge, daß das nächste Mal statt einer Nacht zwei Nächte hindurch geschossen wurde, als sollten die Läufe plazen.

Am nächsten Tage gab es für die Gäste zwei Hauptmahlzeiten. Die junge Frau mußte bei der ersten (vor 1711. Büzowsche Ruhestunden

1763 S. 61) den neuen Ehemann und alle männlichen Gäste kämmen. Hierbei ging ein Teller zum Sammeln herum. Das junge Paar ging mit der geladenen Gesellschaft durch das ganze Dorf, jeder Hauswirt schenkte ihm etwas für den Anfang der Haushaltung, und es erfolgte die Einladung zum Kirchgang. Am dritten Tage war Kirchgangsköst, (meistens fanden die Hochzeiten am Freitage statt), und wenn der Hochzeitsvater ein Übriges tun wollte, führte er die Bewirtung noch einen oder zwei Tage in die Woche hinein weiter, bis die Festlust erschöpft war. (Als Sonderfittte mag noch aufgeführt werden, daß der Bräutigam den Geschwistern der Braut Schuhe gab, die Braut schenkte dagegen an des Bräutigams Geschwister Tücher oder Hemden). Aber so leicht versagte den mecklenburgischen Bauern weder die Festlust noch die Gflust. Es war, als ob alle diese stämmigen Gestalten bei dem täglichen Einerlei der Arbeit die überschüssige Kraft wie in Akkumulatoren angesammelt hatten und nun aus den aufgespeicherten Vorräten zehrten. Mehrere Tage und Nächte ohne Unterbrechung zu essen und zu tanzen erschien ihnen eine rechte Lebensfreude. Der Hochzeitsvater sorgte dafür, daß das Fleisch auf den Schüsseln immer nachwuchs; er hatte dazu mehrere Schweine geschlachtet, denn wie einst den germanischen Bauern der dem Freir geheiligte Eber am Julfeste und der nie schwindende Sährimnir in Walkhall als das Edelste für den Männersehmaus erschien, so gab es für den mecklenburgischen Bauern noch nach Jahrhunderten kein rechtes Fest ohne Schweinebraten. Gänsebraten kam erst an zweiter Stelle.

Die alten Leute beziehen am Schluß das Altenteil, der junge Bauer räumt seiner Frau die Herrschaft in der Küche, oft auch im ganzen Bauernhause ein, während er sich die Außenwirtschaft, Vieh- und Pferdezzucht vorbehält.

Wir lassen einige Jahrzehnte vergehen und machen uns dann zum Besuche des Bauerngehöftes auf, um alte Bekanntschaft zu erneuern. Schon von ferne fällt uns auf, daß jede Stelle durch einen unübersteiglichen Zaun und ein festes hohes Tor gegen die Außenwelt völlig abgeschlossen ist, und drei struppige, wilde Köter mit Knüppeln am Halse (das Jagen zu verhüten), die uns mit bedenklichem Knurren umschreiten und aus tückischen Augen anschauen, belehren uns, daß man hier nicht gewohnt ist, Fremden zu trauen. Der Bauer fürchtet die Strolche, welche fortwährend die Gegenden unsicher machen, und wohl auch die Wölfe, die Mecklenburg noch lange nach dem Kriege bevölkern.

Gelingt es uns, glücklich an den Hunden vorbei zu kommen, so sind wir deswegen noch nicht im Hause angelangt, unterwegs können wir leicht irgendwo auf dem Dung versinken. Denn der lagert auf dem ganzen Hofe, ist hier und da zu Bergen aufgetürmt, die bis zu den Fenstern reichen, verdeckt anderswo tiefe Gruben und Lachen und Pfützen, die nur der Eingeweihte sicher vermeiden kann. Tierkadaver sind dort verscharrt (oder auch nicht verscharrt), Abfälle von Gemüse, Knochen und Kehricht liegen bunt durcheinander. Der Bauer muß es zuweilen er-

leben, daß sein eigener Wagen auf dem Hofe stecken bleibt; nach Einbruch der Dunkelheit wagt der Nachbar nicht mehr den Nachbarn zu besuchen, und nach anhaltendem Regenwetter ist für den Fremden selbst am Tage der Platz nicht zu durchschreiten. Es ist ein Glück, daß die Höfe ziemlich weit von einander getrennt liegen und die frische Luft bei jeder Windrichtung darüber wegstreichen kann, sonst wohnten die Bauern mitten im Pesthauch des Sumpfes. Kalte Fieber, Wechselfieber, Faulfieber, Quartalfieber und andere der Malaria verwandte Krankheiten verschwinden garnicht aus dem Orte und plagen das Alter und bringen manchen Jungen um die Lebensfrische. Der Bauer aber läßt nicht von der Einrichtung und hat manchen Spruch zu seiner Rechtfertigung, von denen ich aber hier keine Probe zu geben wage.

Mitten zwischen diesem wüsten Durcheinander steht der Soot, der Brunnen; die schräge Schwenkstange ragt hoch in die Luft, eine dünne Stange hängt herab und trägt den Schöpfeimer. Die Einfriedigung ist sehr undicht und morsch, es ist vorgekommen, daß eine Kaze hineingestürzt ist in den Brunnen und ertrunken, und man hat es wochenlang nicht beachtet, ertrunkene Ratten bringt der Eimer nicht gerade selten herauf. Vielleicht, daß hier der Grund liegt, weshalb der Bauer gegen Wasser überhaupt entschieden Abneigung hat; er badet nicht und trinkt es nicht und behauptet, es sei ungesund.

Sobald wir das Haus betreten, ändert sich der Eindruck; nicht etwa die Freude, den Schrecknissen draußen entronnen zu sein, macht es allein, daß über uns plötzlich ein gewisses Behagen kommt, sondern die Sauberkeit des Innern. Durch das gewaltige Haustor, durch welches ein hochbeladener Heuwagen einziehen kann, gelangen wir auf eine geräumige Diele, deren Boden von festgestampftem Lehm hergestellt ist. Rechts sind die Ställe für Pferde und Ochsen, links für Kühe und Jungvieh, sie sind nach der Diele zu offen, die Tiere stehen uns zugewandt, die Decke wird durch Stangen gebildet, über denen das Futter liegt. An den Eichenständern hier und da hängen aus Stroh geformte Nester für die Hühner. Alles Holz, welches zum Hause verwandt wurde, stammt von Eichen, die im Lande noch häufig sind, die Wände sind geklehmt, das heißt von mit Stroh und Lehm umwickelten und dick verschmierten und glatt verstrichenen Stangen hergestellt, eine Bauart, die sich schon zu der Urväter Zeiten bewährte und die, wenn sorgsam ausgeführt, dauerhafte Häuser und warme Räume schafft. Ich will alle Leser ohne weiteres zu Sachverständigen erheben und darum ihnen nicht zumuten, an dem Vieh vorüberzugehen, ohne es genauer anzusehen. Der Bestand ist nicht gering, ja eigentlich viel zu groß, und da lange nicht alles Feld bestellt ist, die Weiden aber ungepflegt, so haben die Tiere ein schlechtes Aussehen. Die Pferde sind klein, rauhaarig und senkrückig, die Kühe mager und schlechte Milchgeber. Offenbar darbt das Vieh, und manches Stück geht ein, aber der Bauer behauptet zäh, daß der Bestand gerade so recht sei und daß er besonders sein Zugvieh nicht verringern werde, weil dasselbe ihm ein sicheres Mittel darbiete, durch Stellen von Borspann,

Holzhandel u. dgl. zu barem Gelde zu kommen, und „bar Geld lacht.“ Viehsterben kommt häufig vor. Auch über unser Dorf ist einmal ein trauriges Jahr dahingezogen, so daß mancher kein Stück Vieh behalten hat, aber der Landesfürst hat durch sein Amt für Ersatz gesorgt, und der Bauer ist wieder einigermaßen in die Wehr gekommen. Und jetzt erst ist er klug geworden und weiß, daß sein Unglück eigentlich nur deswegen so groß wurde, weil er das sichere Mittel dagegen noch nicht gekannt hat. In Zukunft wird man im Dorfe rechtzeitig das Notfeuer anzünden. Dann werden am Abend vor der Anwendung in allen Häusern die Herdfeuer völlig ausgelöscht; am nächsten Morgen lange vor Sonnenaufgang legt man um einen ausgerissenen Zaunpfahl ein Haarseil und läßt solches durch zwei Mann hin- und herziehen, bis das Holz sich entzündet. Mit den Funken werden einige Haufen entfacht, zu denen siebenerlei Arten Holz gesammelt sind, durch Feuer und Rauch wird alles Vieh, bevor die Sonne es bescheint, hindurchgetrieben, von der Asche mischt man ihm ins Saufen, rückständige angefohlte Stücke trägt man ins Haus und legt sie unter die Krippe. — Während der Bauer so erzählt, treten wir durch das Gatter in den zweiten Teil des Hauses, auf die sogenannte kleine Diele, auf welcher der Feuerherd errichtet ist. Hier waltet die Bäuerin ihres Amtes. Der Grund besteht auch hier aus hart geschlagenem Lehm, unter dem Windelboden hängen Schinken, Speck und Würste im bläulichen Rauche, denn das Haus hat keinen Schornstein, der Rauch muß sich seinen Ausweg über die große Diele oder durch die Hofthür und die Fenster suchen. — Solche Einrichtung hatte der neue Pfarrer sich für sein Haus nicht gefallen lassen wollen, vielmehr beim Amte und endlich gar beim Landesfürsten so lange petitioniert, bis an die Bauern der Befehl ergangen war, einen Schornstein im Pfarrhause zu bauen. Darüber war ein arger Zwist entstanden, denn neue Sitten liebte der Bauer nicht und neue Lasten erst recht nicht, er mußte ja aus Erfahrung, das, was er gebaut hatte, mußte er auch erhalten. Also hatten die Bauern geantwortet, daß an dem starken Rauche nur der schwache Luftzug schuld wäre, und der wäre bedingt durch die beiden großen Eichen, die zu nahe an des Pastors Hintertür ständen. Der Befehl des Amtes, die Eichen niederzulegen, war willig befolgt, obgleich viele Männer eine Woche daran arbeiten mußten, um auch die Stümpfe zu beseitigen. Daß nun aber der Amtmann darauf hielt, daß sie die Stämme zersägten, um Ständer daraus zu schneiden, kam sie schon härter an. Immerhin hatten sie noch den Trost, daß sie ihren Willen durchgesetzt hatten. Aber der Pastor schrieb weiter, daß der Rauch nicht gewichen, und der Befehl zur Errichtung des Schornsteins wurde erneuert. Die Bauern verweigerten hartnäckig den Gehorsam, wurden vor das Amt geladen, aber erst nachdem den beiden Wortführern ein richtiges Duzend auf den Buckel gezählt war, gab sich das Widerstreben der Übrigen, sie bauten jetzt den Schornstein fertig. Der Pastor predigte am nächsten Sonntage: Wormit schall ick juche hartkoppige un balstürige Ort verglieken? Schall ick sei verglieken mit juche Swien, dei of ümmer

grad dorhen lopen, wo sei nich hen söllen? Ne, ick vergliefe juge Ort nich dormit, denn ji gaht doch nah Prügel, äwer dei Swiene nich. Ich will juge Ort vergliefen mit den Juden, dei den Eddelmann mit falsch Geld hadd ansmeeren wullt. Dei Eddelmann dacht an unsern Herrgott, dei den David dei Wahl laten deihr tüschen drei Strafen, äwer man een Unnerscheid was dorbi, denn dei Eddelmann hadd dat dick achter dei Ohren, wat uns Herrgott nich hett. Un dei Eddelmann leet nu den schulschen Juden of dei Wahl tüschen drei Strafen, hei süll siefuntwintig grote Zwiebel fräten orre siefuntwintig Prügel hewwen orre siefuntwintig Schilling bitahlen. Wat äwer wähl nu woll dei schulsche Jud? Ji weet et all, un ick weet et of all, dat ji grad so wählst hewwt as dei Jud, hei wull dei Zwiebel fräten, un dei Eddelmann söcht em nich dei lüttsten ut. Äwer as hei twölw runne wörgt harr, dunn jauterte un jammerte hei, hei müß sich verdauhn, und wull dei Prügel. Dei freg hei denn nu of, un dei Eddelmann bisorgt dat sülbst, un dei versteiht et. Teihn kunn dei Jud uthollen, dunn wert all, denn sien Fell was nich so dick as Burenfell, dun mußt hei bitahlen und, wat hei sich of wünn un dwung, bet up den letzten Schilling. So is jug balstürig Ort as Judenort, un uns Herrgott mag tosehn, wo hei ut sön Hümpel Buren mal sin Engel farig kriegt, mi ist nich mäglich.“ — So erzählt der Bauer mit verdrießlicher Miene, die Bäuerin aber, die mit starkem Arm einen schweren Kessel an den eisernen Haken gehängt hat und jetzt das Feuer schürt, ruft ihm zu: „Recht hett hei of, ji sid alltohop Schapsköpp. Ich hewwt glick seggt, gegen'n Backaben is schlecht uphujahnen.“ Da sie recht kräftig die gewaltige hölzerne Kelle regiert, so treten wir näher und erkundigen uns nach den täglichen Speisen vorsichtig, denn sie scheint uns nicht danach angetan, „Pötkiefer“ in der Küche zu dulden.

Zum Morgenbrot gibts Buttermilchgraupen, zum Hohenimt Grobbrod und Speck, zu Mittag dicke Erbsen und Hering, zum Besper Grobbrod und Speck und zur Nachtkost dicke Erbsen und Hering. Morgen und übermorgen wird daselbe wieder gegeben, denn für drei Tage wird stets gekocht, und die Speise wird immer wieder zur neuen Kost aufgewärmt. Sonst kocht man auch wohl Kohlsuppe, Biersuppe oder Erbsen in Bier; Stockfisch, Rüben, gelbe Wurzeln, Bohnen, Klöße, Grüße, Backbirnen. Aber frisches Fleisch kommt selten auf den Tisch. Da die Kühe nur wenig Milch geben, so wird wenig Butter gewonnen und auch diese noch in die Stadt zum Verkauf gebracht. An ihrer Stelle dient als Zukost Pflaumenmus. Alljährlich ist es darum ein großes Fest, wenn Schweine oder Gänse eingeschlachtet werden, und der Knecht, der die gelben Wurzeln nicht mag und sie den Schweinen gern vorschüttet, weiß dann die im Suppessen schwimmenden Fleischstücke mit merkwürdiger Geschicklichkeit herauszufischen und die Wurzeln zurückzulassen.

Hinter dem Hause liegt ein ziemlich ausgedehnter Garten, der mit sicher tragenden Obstbäumen stark besetzt ist. Die braunen Pflaumen,

die sich zum Dörren besonders gut eignen, sind auf fürstlichen Befehl angepflanzt worden; alljährlich kommt der Amtmann oder statt dessen der Landreiter und sieht nach, ob auch das Immenschauer gut mit Stöcken besetzt ist, kürzlich ist der Befehl herumgeschickt, daß jeder Bauer alljährlich 30 Sperlingsköpfe ans Amt abliefern müßte, bei Strafe von 2 Schl. für jeden fehlenden Kopf. Über die vielen unnötigen Bläckereien murrend führt der Bauer uns in seine Wohnstube, die an der einen Seite der Küche liegt, während gegenüber an der andern Seite Speisekammer und Schlafraum für die Mädchen sich befinden. Den großen, langen Tisch dort hat er selbst zusammengeschlagen, gleichfalls die nahe stehenden beiden Bänke. An der Tischkante gewahren wir mehrere Holzlöffel, von lederner Schlinge getragen. Diese hat der Knecht an den Winterabenden geschnitzt, jeder Hausinsasse hat deren einen erhalten, den er nach dem Essen ableckt, mit dem Finger oder an den Kleidern auswischt und wieder an seinen gewöhnlichen Platz steckt. Durch diese Behandlung sind alle Löffel ganz schwarz geworden, wie wenn sie gebeizt wären. Ein mächtiger Ofen, aus Backsteinen roh aufgemauert und mit hellem Lehm übersezt, füllt ein Drittel der Stube und strömt augenblicklich schon ziemliche Hitze aus, obgleich es draußen nicht sehr kalt ist. Ein hochaufgeschüttetes Ehebett füllt das zweite Drittel; in ihm regt es sich, und wir entdecken ein Mädchen mit hochgeröteten Wangen. Teilnahmvoll erkundigen wir uns nach seiner Krankheit, es antwortet nicht und kriecht verlegen tief unter das dicke Oberbett, der Bauer aber sagt uns, als ob er von Selbstverständlichem spräche: „Dei Dirn bröt Göffel ut.“ Die alte Gans hat sehr unruhig auf dem Neste gefressen, endlich ist sie von den letzten drei Eiern kurz vor der Zeit, daß die Gänschen die Schale zerprengten, gelaufen. Rasch entschlossen hat die Bäuerin den Ofen geheizt und die schon ausgeschlüpften acht Göffel dahinter gesetzt, das Mädchen aber ins Bett geschickt mit dem Befehl, die letzten Eier zu wärmen, und mit der Verheißung eines bunten Knüpftuchs am nächsten Jahrmarte und eines Dreilings für jedes erbrütete Göffel. In einer Kammer neben der Stube steht ein Webstuhl; die Bäuerin webt selbst das von ihr im Wettstreit mit den Mägden an den Winterabenden gesponnene Garn und fertigt alle Kleider ihrer Familie, alles Leinenzeug für die Wirtschaft an, auch versteht sie das einfachere Färben recht gut. Die eigengemachten Stoffe sind unverwüstlich, wie der Bauer versichert, seinen leinenen Kittel nützt er seit vielen Jahren im Winter und Sommer bei der Arbeit und kann ihn voraussichtlich bis in sein Alter gebrauchen. Durch die flinken Hände der Bäuerin ist der Tisch besetzt, denn sie würde es sich nie verzeihen, hätte sie einen Besucher von dannen gelassen, der nicht in der Stube gefressen und geessen hätte. Zum Glück werden wir mit keiner Speise bewirtet, die den Gebrauch der schwarzen Löffel nötig macht. Es giebt Grobbröd und Käse, dazu eine Kanne kräftigen selbst gebrauten Bieres. Der Bauer tritt heran, bedächtig und mit behaglichem Seufzer läßt er sich nieder. „Ja, denn helpt dat nich! — Jek kam mi hüt vör as jener Bur, dei seggt: „Bundag willt



mal wedde nich Abend warnn, un krüppt nah'n Hochint all in dei Hof.“ Es wird als selbstverständlich voraus gesetzt, daß wir unser „Klappmeß“ in der Tasche tragen und uns dessen bedienen, aus der Kanne trinken wir abwechselnd mit dem Bauern und merken, daß das Bier einen eigentümlichen Beigeschmack hat, es ist mit dem Saft roter Möhren gesüßt.

Für den Fremden ist es ein schwieriges Ding, eine Unterhaltung mit dem Bauern zu führen, schon gegen seinegleichen ist er wortkarg und kann stundenlang mit jemandem zusammensitzen, ohne nur ein Wort zu reden. Mißtrauisch nimmt er jedes ihm gebotene Wort hin, und seine Antwort bringt höchstens eine alltägliche Redensart. Über seine Züge fliegt dem neugierigen Frager gegenüber oft ein flüchtiger Schein, der es verrät, wie er sich innerlich über ihn lustig macht, aber auch hier verschließt er meistens, was er denkt; in guter Laune gibt er wohl einmal ein Wort heraus, das auf Mutterwitz schließen läßt, nicht um zu verletzen, sondern in gemütlichem Humor zur Unterhaltung oder zur Kennzeichnung eines auffallenden Benehmens. Von jemandem, der prahlt, sagt er: „Hei kickt hüt mit'n Smoltnul ut dat hoge Finster“; vom Aufschneider: „Hei tühnt ahn Strink.“ Er kennt Seinesgleichen genau und beurteilt den Charakter des Höhergestellten viel treffender, als dieser ahnt, wogegen er ihm keinen Einblick in sein inneres Leben ermöglicht. Der Städter nennt ihn dumm, aber es wird selten gelingen ihn zu betrügen, wenn es sich um Kauf ländlicher Erzeugnisse handelt. Gegen die Beredsamkeit des Juden ist er besonders vorsichtig, denn er sagt: „Ik will of meinen Christen hewwen, säd dei Düwel, dunn moft sei sück den Juden.“ Er ist „swienplitzsch“, und gegen den, dem er es bieten kann, mit ruhiger Abfertigung bei der Hand. „Um Vergäwung, gnädig Herr Dß“, sagte ein Bauer zu seinem Ohsen, als ein vornehmer Fremder ihm Vorwürfe machte, daß er das Vieh zu hart antriebe, „ick heww jo nich wüsst, dat hei sön hoge Frünn harr.“ Oder er entgegnete dem Pastor, der ihn nach seinem Fortkommen fragt: „O Herr Pastor, däglich Brod heww ick woll, äwer mi fehlt man wat von dei Utleggung.“ Und verweist auf Befragen auf die Auslegung der Katechismusfrage: Was heißt denn täglich Brod? und insbesondere auf die Worte: „Fromme und getreue Oberherrn, gut Regiment.“

Wir wollen annehmen, daß unser Bauer sich ausnahmsweise offen ausspricht und während des Essens sein Herz erschließt. Viele üble Erfahrungen hat er machen müssen und mit der schweren Zeit und mit Menschen, die den Bauern ausnutzen wollen, harte Kämpfe ringen.

Auf den Amtmann, der seine Bauern plagt und versucht, alle Lasten, die die Erhaltung der Pfarre und Kirche mit sich bringen, auf ihn abzuwälzen, ist er schlecht zu sprechen. Er sagt: „Den Amtmann kann dei Bur upn Puckel nah Paris dragen, stött hei unnerwegs man een enzigmal an, denn ist nich drapen.“ „Den Bur sün Rügg is den Amtmann sün Brügg.“ Einen Prozeß um ein Stück Grenzland, das mit Weichholz bestanden, hat der einflußreiche Nachbar gewonnen. „Dei

Kirl fall woll drapen, dei schütt mit'n sülwern Kugel. Hei drägt sin ihrlich Hart in sin krumm Hand." Gegen ihn nützt kein Klagen.

In Folge solcher üblen Erfahrungen weiß der Bauer auch nur schlecht von den Advokaten zu sprechen. „Dei Awkat hett'n Gewissen, dor kann man mit'n Fäure Heu in ümwenn.“ Schlimm wird es, wenn nun gar auch der Pastor, der doch eigentlich der Schutz der Armen sein soll, mit den hohen Herrn hält, dann wird der Bauer gänzlich unterdrückt und flucht bei sich im Stillen: „Wat tosam fall, dat kummt tosam, un süllt dei Düwel tosamentarren.“ Man erkennt trotzdem, daß der Bauer mitten in seiner schwierigen Lage eins der besten von seinen Vätern ererbten Güter, seinen Humor, nicht verliert; der blitzt durch Unmut und Ingrimme hindurch und wird im Laufe der Zeit unter dem Drucke nicht gemindert oder verbraucht. Der Städter, der nur sieht, daß der Bauer bei seinem Werke niemals den gewohnten Zug und Tritt verliert, jede Gelegenheit zur bequemeren Ruhe benutzt und an Sonn- und Feiertagen z. B. träge hinter dem Ofen sitzt und sich eigentlich nur durch das Essen stören läßt, ist leicht geneigt, ihm Stumpfsinn und Faulheit vorzuwerfen. Er läßt sich durch den Schein täuschen. Faulheit verurteilt der Bauer in seiner witzigen Weise: „Hei will woll arbeiten, man blot hei kann sienen egen Sweet nich rüfen.“ „Hei löppt as'n Bündel vull Steen.“ „Hei treckt as dei dürr Tid.“ Der Handwerker arbeitet auf Bestellung, aber der Bauer bestellt bei seinem Gott, der sein Hauptarbeiter ist, er muß also Geduld lernen und warten können, aber gegen stumpfsinnige Ergebung wehrt er sich mit dem Wort: „Wer eenmal liggt, äwer den lopen all Lühr weg.“ In seinem beschaulichen Dahinleben sammelt er eine Fülle von Kraft, die im Notfall, wenn die Arbeit z. B. in der Ernte sich häuft, geradezu Unfaßbares leistet, die man aber auch ansehen darf wie ein Kapital, von dem in allen größeren Bedrängnissen sogar das ganze Land zehrt.

Man kann es dem Bauern also auch gönnen, daß er jede Gelegenheit, verbrauchte Kraft wieder herzustellen, mit Eifer ergreift. Seine Hauptfreude ist neben der Ruhe das Essen. „Eten und Drinken hollt Liew un Seel tosam“; es ist ihm eine ernste Arbeit. „Dei Wind weih't woll'n Sandbarg tohopen, man keenen dicken Buf.“ Bei den Festen kommt das Tanzen dazu, alles bis aufs Äußerste und oft auf das Roheste genossen.

So verläuft dem erwachsenen Bauern zwischen reichlicher, schwerer, zäher Arbeit und mit Unmäßigkeit gefeierten Festen seine Lebenszeit. Was er im Laufe der Jahre erlernte, war abgesehen von Handgriffen zur Arbeit und Menschenkenntnis, wenig genug. Sein Wissen bereicherte zumeist der Aberglaube, den er mit großem Eifer bei sich allmählich aufspeicherte. Der sonst so mißtrauische Mann zeigte sich hier gegenüber den unglaublichsten Erzählungen leichtgläubig wie ein Kind. Er sammelte viele harmlose, ja sinnige Anschauungen, aber sehr oft auch gefährliche, und die Art, wie der Bauer daran festhielt, hinderte sehr den Fortschritt.

An dem eignen Leibe des Bauern machten sich die Folgen des Aberglaubens bemerkbar, sobald er krank wurde. Ihn beherrschte der Gedanke, daß, wer dem Arzte in die Hände fiel, verloren sei; darum man sich ohne diesen zu behelfen versuchte. Es mag noch erklärlich sein, daß eine tüchtige Bauerfrau Hausmittel, Wurzeln, Pflaster, Tropfen und Salben in Töpfen und Näpfen und Flaschen für das ganze Jahr zu sammeln bemüht war, obgleich schon bei diesem Werke sonderbare Bräuche beobachtet wurden. Die Asche einer verbrannten Kröte in Essig genommen half gegen Fieber. Den Phantasierenden legte man, wenn es ging, unter das Kopfkissen als Beruhigungsmittel einen Pferdekopf. „Diesemknöpfe“, an denen man besonders bei ansteckenden Krankheiten riechen konnte, waren ein begehrtes Schutzmittel, nur sehr teuer (bis 24 Schl.), aber man benutzte auch Gewürzkissen und hölzerne Pestknöpfe, Herzkissen, die man auf das Herz legte, um die verborgenen Kräfte aus ihnen in den Körper übergehen zu lassen, wie man denn annahm, daß der Arzt allezeit besondere Mittel bei sich trüge, die ihn auf allen Gängen gegen Ansteckung sicherten, nur wolle er sein Geheimnis nicht verraten, um seine Kundschaft nicht zu verlieren. Aberlassen, Schwitzen und andere sogenannte körperreinigende Mittel wurden an bestimmten Tagen im Jahre regelmäßig, zuweilen von allen Hausbewohnern, angewandt. Heillos wurde der Unfug, wenn man bei hartnäckiger Krankheit sich über die Grenzen des Hofes nach auswärts um Hülfe wandte. Da gab es Bader, Apotheker, Hebammen, weise Frauen, Küster, Kuhhirten, Schmiede, Schäfer, Scharfrichter, alte Soldaten, Schwarzkünstler, Taschenspieler, Eisen- schlucker, Abdecker und Wurmdoctoren, die alle ihre Hülfe bereit hielten, um des Bauern Einfalt auszunutzen. Gegen Ende des Jahrhunderts begannen die Miltätenkrämer herumzuziehen, Männer aus Ungarn, die mit Packen von Arzneimitteln meistens durch Obersachsen, Hannover, Mecklenburg und dann durch Brandenburg zurück in die Heimat zogen. Sie hatten unfehlbar Mittel gegen alle Leiden; wenn in einem Hause niemand krank war, dann gaben sie vor den Blick zu haben für Krankheiten, die noch verborgen im Körper schliefen und demnächst zum Ausbruch kommen würden; so ängstigten sie die Bäuerin so, daß sie Medizin in Massen fürs ganze Jahr für Menschen und Vieh im Voraus kaufte, am liebsten Universal- Arzneien, die gegen alle Fälle halfen. Auch die darnach aus dem Thüringischen und Schwarzburgischen heranziehenden Glashändler trieben gern nebenher Arzneihandel. Begegneten sie bei ihrem wiederholten Besuche dem Vorwurfe, daß ihre Mittel nichts genügt hätten, dann halfen sie sich mit der Ausrede, daß dann der Kranke ohne Frage behezt sei.

Die Folge der vielen Mittel scheußlichster Art war dann endlich, daß der kranke Bauer sterben mußte. Er tat es meistens, sobald ihm sein Schicksal klar war, mit bewunderswerter Ruhe, nachdem er zuvor mit den Seinen die Zukunft des Hauses besprochen hatte, auch die wichtige Frage erörtert, ob die Witwe wieder heiraten mußte, um den Hof zu halten. Er ließ sogar den Tischler kommen, um ihm Maß zu dem Sarge zu nehmen. In der Stunde des Scheidens ging einer der Angehörigen herum, benachrichtigte alle Hausgenossen, rührte die Kleider des Sterbenden und das

von ihm gebrauchte Arbeitsgerät an, weckte das Vieh, rückte vor allem jeden Bienenstock etwas, klopfte daran und sagte: „Waak up, dei Bur will dod bliewen.“ Wenn der Todeskampf besonders lange dauerte, kam man auf die Vermutung, daß im Kissen etwas sei, das den Tod erschwere, und nahm es ihm. Die bei der Einkleidung der Leiche benutzte Nadel und der nicht ganz verbrauchte Zwirn wurde mit in den Sarg gegeben, aber ängstlich wurde darüber gewacht, daß nicht etwa der Feszen der Kleidung eines Lebenden, der mit dessen Schweiß in Berührung gekommen, in den Sarg fiel, daß auch kein Kleidungsstück eines andern dem Toten angezogen wurde, weil sonst der Betreffende langsam vergehen mußte. Sobald die Leiche aus dem Hause getragen war, wurde vor der Haustür eine Hand voll Leinsamen ausgestreut oder heiße Asche mit glühenden Kohlen, auf die man Wasser goß; sonst kam der Tote des Nachts zurück. Das Stroh, auf dem er gelegen, durfte nicht zur Streu für das Vieh benutzt werden, sondern wurde in den Dung getreten, das Stroh des Leichenwagens aber wurde bei der Rückkehr vom Friedhofe auf der Feldscheide abgestoßen, damit der Geschiedene nicht im Dorfe spuke. Das ganze Gefolge begab sich in das Trauerhaus und sah eine tüchtige Bewirtung als selbstverständlich an. Man wollte ja „dei Hut vetehren“. „Kamt mit, sagte einmal ein Bauer, un lat't uns einen drinken up min Fru ehren seligen Heimgang.“ Wer eintrat, erhielt von einer Frau, die im Haustor stand, einen „Stuten“. Auf der Diele waren lange Tische aus rohen Brettern gezimmert, Branntweinflaschen standen darauf in gehöriger Anzahl, bei jeder ein Becher zu allgemeinem Gebrauch. Wenn es irgend zu ermöglichen war, speiste man die Gäste mit Fischen. Auch Bier floß reichlich, und sehr oft wurden die Leidtragenden trunken, Streit und Prügelei entstanden, so daß zuweilen Verwundete nach Hause getragen wurden.

Eine Witwe in jüngern Jahren mußte auf Befehl des Amtes wieder heiraten, jedoch blieben die Kinder erster Ehe allein erbberchtig. War der Erbe erwachsen, dann übergab ihm der Stiefvater den Hof und zog aufs Altenteil, das dort, wo durch Fürsorge des Amtes die Verhältnisse geregelt waren, bei fleißiger Arbeit genügte, um ihn zu erhalten. Wurde er älter, so wurde sein Loos recht kümmerlich, zumal wenn seine Frau vor ihm starb. Denn der Volksmund sagte mit Recht:

„'N oll Frug un 'ne oll Koh  
 Dei sünd doch noch woto.  
 Äwern 'n oll Mann un 'n oll Pierd  
 Dei sünd nicks mihr wirt.“

Beim Rückblick auf des damaligen Bauern Leben und Sitte werden die Leser sich jetzt hoffentlich nicht zu denen gesellen, die behaupten, man sähe da in eine völlig fremde Welt hinein. Schriftsteller jener Zeit ließen es sich angelegen sein, über den Bauern zu schimpfen und seine Laster ans Tageslicht zu ziehen, unsere Sache ist es zu versuchen, das Rätsel, wie ein so tief gesunkener Stand sich zu dem Ansehen, das er in unsern Tagen genießt, herausarbeiten konnte, zu lösen, und nach den Kräften, die jenen Schriftstellern verborgen waren, zu suchen. Neun dicke Häute soll der

Bauer jener Tage gehabt haben, aber wir setzen hinzu, immer noch darunter ein deutsches Herz und deutsche Gemüthsstiefe. Es ist leicht, über die Tiefgesunkenen, die den größten und wichtigsten Teil der Bevölkerung unseres Vaterlandes ausmachten, zu spotten; doch die Schande der andern Freien, die die Hände nicht ausreckten, den Tiefgesunkenen zu heben, ist größer als des Bauern Fall. Allen aber, die an der Hebung arbeiteten, trotzdem es ein unlustiges Werk schien, vom Landesherrn an bis zum Landpastor, der sich bemühte seine Herde mit dem Stab Wehe oder dem Stab Sanft zu weiden, und dem Schulmeister, der unter großer Entbehrung und Anfechtung seitens des Unverstandes in die jugendlichen Herzen gute Saat säete, gebührt der Dank unserer Tage. Noch ist der Bauer nicht ganz auf den Platz gerückt, den er entsprechend seiner Bedeutung für das Gesamtwesen einnehmen müßte, ja es sind schon wieder viele Kräfte tätig, die ihn herabdrücken, seiner sicheren Stellung berauben und seine beste Kraft zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeuten möchten. Und es wird das Schicksal des deutschen Volkes in Zukunft wesentlich beeinflusst werden durch die Frage, ob es den zersezenden Kräften, die zumeist den Landmann bedrohen, rechtzeitig begegnet und seine Aufgabe und Pflicht gegen den Bauern erkennt oder verkennt.

---

empfiehlt:

## Mecklenburgika.

- Belg, Dr. R.:** Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Mk. 2,—.  
— Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. In Rolle Mk. 4,—.
- Benjes, C.:** Zeittafel zur Mecklenburgischen Geschichte. Mk. —,10.  
— Mecklenburgische Geschichte für Volks- und Bürgerschulen. 7. Auflage (61.—64. Tausend). Mk. —,20.  
— Dasselbe. Ausgabe für Mecklenburg-Strelitz. Mk. —,20.  
— Grundriß der Mecklenburgischen Geschichte. 3. Auflage. Mk. —,80.  
— **Geschichtsbilder.** Erzählungen aus der Deutschen und Mecklenburgischen Geschichte. Mit 69 Illustr. Mk. —,50.
- Bredow, A.:** Erzählungen aus der neueren Geschichte Mecklenburgs. 2. Auflage. Mk. 1,—.
- Buchwald, Dr. Gustav von:** Bilder aus der volkswirtschaftlichen und politischen Vergangenheit Mecklenburgs (1631—1708). Mk. 1,25.
- Freybe, D. Dr. A.:** Das älteste Mecklenburger Karfreitaglied zugleich der erste Liederdruck Mecklenburgs. Ein Beitrag zur Litteratur des niedersächsischen Crux fidelis. Mk. 1,20.
- Langfeld, Landesgerichtspräsident Dr. A.:** Mecklenburgische Ausfühungsverordnungen zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Mk. 14,50, in Halbfranz geb. Mk. 17,—.  
— Die Lehre vom Retentionsrecht nach gemeinem Recht. Mk. 2,—.
- Mau, Pastor G.:** Kirchliche Verhältnisse in Mecklenburg. Mk. 2,—.
- Rathsch, Wilhelmine,** Die Mecklenburgische Küche. Praktisches Kochbuch. gebd. Mk. 2,50.
- Rudloff, Prof. Dr. A.:** Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte. Geb. Mk. 2,—.
- Sanders, Daniel.** Sein Leben und seine Werke. Festschrift zum 70. Geburtstag. 2. Auflage. Mk. —,90.
- Schliemann, M.:** Claus Hansen. Historische Erzählung. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,60.
- Schnell, Dr. H.:** Das Bekenntnis des Herzogtums Mecklenburg. Mk. 1,25.
- Wagner, Dr. R.:** Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt Mk. 1,—, Karton. Mk. 1,25.
- W. S.** John Brindman, das Leben eines niedersächsischen Dichters. Mit 13 Illustrationen. Mk. 2,—, geb. Mk. 2,60.

## Billige Festgeschenke: Plattdeutsche Bibliothek

für jede Schul- und Volksbibliothek empfohlen!

- Band 1. **Vener, Karl:** Swinegelgeschichten. II. Auflage.  
Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50.  
Jung und alt haben sich prächtig amüsiert, als ich die Geschichten vorlas. Für die Nasen parfümierter Salondamen sind sie gottlob nicht geschrieben! (Neue Preussische Kreuz-Zeitung.)
- Band 2. **Bandlow, Heinrich:** Frisch Salat. Plattdütche Geschichten. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,75.  
Jeder Liebhaber guten niederdeutschen Volkshumors wird sich durch das Lesen dieser Geschichten heitere Stunden verschaffen! (Meckl. Nachrichten.)
- Band 3. **Rehse, Hermann:** Knaf'n un Plünn. Mk. 1,—.  
Jeder, der an liebenswürdigem Humor seine Freude hat, kommt bei Rehse auf seine Rechnung. (Flensburger Zeitung.)
- Band 4. **Sagen, Ulrich:** Meckelnbörger Stadt- u. Dörpgeschichten. II. Auflage. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—.  
Sagen beherrscht die plattdeutsche Sprache ganz. (Deutsche Warte.)
- Band 5. **Göhe, Mag:** Allerlei Klönfram.  
Bei völliger Beherrschung der plattdeutschen Sprache unterhält Göhe den Leser mit köstlichem Humor durch einige 40 größere und kleinere Gedichte. — Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50. —
- Band 6. **Bagel Strauß.** Schelmstück.  
Dichtungen, die schon beim Erscheinen in Zeitschriften berechtigtes Aufsehen erregten.  
Preis Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50.
- Band 7. **Rehse, Hermann:** Armsünn. Ein fesselnder, groß angelegter plattdeutscher Roman. Zwei Teile in einem Bande. Mk. 4,—, gebd. Mk. 5,—.

Die Bibliothek wird fortgesetzt.











aber ungeachtet, so ließ sich doch die Frau Haupt  
dieser Ehe nicht länger entgegen zu sein, welches  
wissen ließ. Darauf am 19. September die Verordnung  
Heinrich Hinzle sich eidlich verbinden sollte, als ein Erb-  
zu bleiben, Maria Foisans von ihrem Vermögen 50 fl  
nach Schwerin liefern, die Prediger aber einen Revers von  
wenn dergleichen Fall sich zutrüge, hinwieder es mit ihr  
falls also zu halten. Die Hauptmännin ließ darauf Hein  
kommen, der ihr anlobte, dem fürstlichen Mandato nachzu  
an den Senioren Schwaben d. 19. October schrieb und  
lassen, wessen sich Hinzle auch gegen ihn erkläret, um  
mittelfst Vorzeigung des Briefes ihre Endschaft durch  
Gägelow geben zu lassen. „Womit also diese Ehe zur  
Pfarre zu einem Untertan und Maria Foisans um ihr C

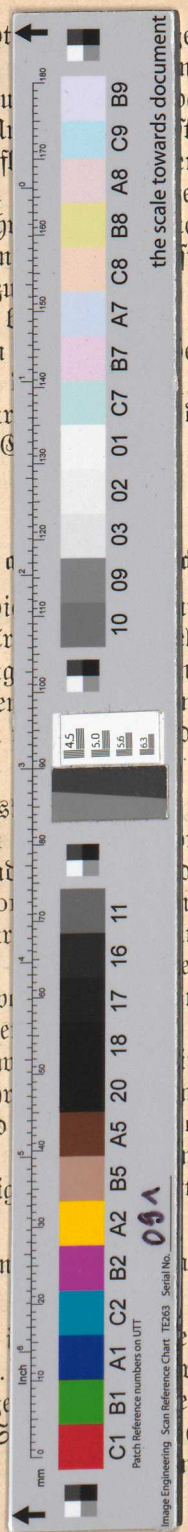
Schein, so Daniel Ladwich gegeben, als er sich der Pfarre o

Zu wissen sey hiermit, daß, nachdem Daniel Ladwi  
keinem mit Erb-Unterthänigkeit verwanter Mensch, mit Tr  
Claus Leven gewesenem Pfarbauern zu Wattmannshag  
Tochter, in den hlg. Ehestand zu treten ihm vorgenommen  
Endesbenannten Prediger zu Wattmannshagen, angegeben  
Gestalt erboten:

Weil er, Daniel Ladewich, seine Braut nicht lohs  
sich dem Pastori vnd der Pfarre zu Wattmannshagen  
anheißig gemacht haben, daß, so bald er oder seine Kind  
höchste Ihnen etliche bescheren würde) von dem pro tempo  
hagen seienden Pastoren gefordert werden, eine zu der Pfar  
als ein Hausmann zu bewohnen, oder sonst in seinen  
er vnd seine Kinder dazu gehorsamlich sich bequemen w  
So lange er aber vom Pastore eine Stäte zu bewohne  
seinen Dienst zu treten, nicht würde begehret werden, w  
Kinder (so der höchste ihn mit solchen begaben würde) ihr  
vnd wie sie könnten, vnd zum Besten vermochten. Vnd  
keinem, er möchte seyn, wer er wolte, deswegen daß er  
unterthänig gemacht, ein ander Gehöfte, als blos im hiesig  
zu wohnen, können gezwungen werden.

Im Übrigen wolten er und die Seinigen Wattm  
Unterthanen, wo sie auch wären, seyn und bleiben.

Als nun dieses angenommen, ist auff sein Bitten  
mitgetheilet, vnd nachdem er ins Kirchenbuch, von Sehl.  
wich Ano Christi 1668 aufgerichtet, am 65 Blade einge  
ihm ausgeliefert, vnd zu mehrer Bekräftigung, von S  
dem Hr. Superintendenten zu Güstrow, H. Herm.



en,  
ner  
daß  
fin  
rei  
en,  
ch=  
sie  
zu  
er=  
zu  
die

ht.  
nd  
hl.  
ner  
nir  
der

er  
nd  
der  
is=  
te,  
en,  
n;  
in  
ne  
wo  
on  
me  
te,

arr  
ein  
rt=  
en,  
en  
mit